

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 1998

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

In diesem Internet-Archiv der FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“ werden Texte von Hilarion G. Petzold und MitautorInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

Hilarion G. Petzold (1998f): **Konnektivierung, Integration, Pluralität** - Auswirkungen der Moderne auch im psychotherapeutischen Feld *

Erschienen in:

Gestalt (Schweiz) 33 (1998), 26-64.

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Dipl.-Sup. Ilse Orth, MSc). Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Diese Arbeit hat die Sigle 1998f.

Zusammenfassung: Konnektivierung, Integration, Pluralität - Auswirkungen der Moderne auch im psychotherapeutischen Feld (1998f)

Der Beitrag von 1998 beschreibt die Entwicklung der Integrativen Therapie zu einer „Integrativen Humantherapie“ in der Pluralität des spätmodernen Feldes der Psychotherapie. Der Text bereitet die „Dritte Welle“ der IT vor, deren Beginn mit 2000 angesetzt wird (Sieper, Polyloge 2/2000) und er stellt das Verständnis von Integration als Konnektivierung von Verschiedenem dar und klärt damit Begriffe und ihre Hintergründe. Der Text ist wichtig zum Verständnis der Entwicklungen der Integrativen Therapie.

Schlüsselwörter: Konnektivierung, Integration, Pluralität, Psychotherapietheorie, Integrative Humantherapie.

Summary: Connectivity, Integration, Plurality – Consequences of Modernity in the Field of Psychotherapy (1998f)

This article from 1998 is describing the development of Integrative Therapy in the direction of an “Integrative Human Therapy” within the plurality of the field of psychotherapy in late modernity. The text is paving the way for the “third wave” of IT which is terminated to start 2000 (Sieper, Polyloge 2/2000). Integration and connectivity are expounded as concepts connecting differences. The sources of these concepts are presented. This text is important to understand the development of Integrative Therapy.

Keywords: Connectivity, Integration, Plurality, Theory of Psychotherapy, Integrative Human Therapy

1. Zum Konzept der Integration als Konnektivierung

Integration wird möglich und zuweilen notwendig, wenn Differenzierungen, Vielheit, Mannigfaltigkeit gegeben ist. Ich habe mich ein Leben lang mit dem Integrationskonzept auseinandergesetzt und es zu unterschiedlichen Zeiten mit verschiedenen Akzentsetzungen definiert, wobei die Grundpositionen sich nicht verändert haben (Petzold 1970c, 2; repr. 1993a, 1350 f.):

Anfang der siebziger Jahre war für mich persönlich das »Zusammenfassen zu einem übergeordneten Ganzen« - allerdings einem prinzipiell unfertigen - wesentlich. Das

»Vernetzen« war dabei unverzichtbar, Konnektivierung als »beständig neue Zusammenführung« (ibid.) war dabei eine Grundlage für Sinn als consensus, für Freiheit als gemeinschaftlich ausgehandelte, aber auch für Kreativität als Kokreativität (Iljine, Petzold, Sieper 1967/1990, vgl. Eisler-Stehrenberger 1990, 130 ff.), und für die Praxis des »Konflux« (Petzold, Orth 1996b), des kreativen Zusammenspiels. Unsere ideologiekritischen und machttheoretischen Analysen (Orth, Petzold, Sieper 1995; Petzold, Orth 1998; Petzold 1998a) haben für uns das vereinnahmende Moment von Ganzheits-, Gestalt- und Integrationskonzepten deutlicher werden lassen, so dass ich auf die »Probleme des Anspruchs auf Ganzheitlichkeit« (Petzold 1988n, 179) hinzuweisen begann und - in Reaktion auf Texte von Fritz Buchholtz (1985, 1988) - zu den »Europäischen Quellen des Gestaltbegriffs« und zum Thema »Gestalt und Integration« über die Dialektik von Einheit und Vielfalt anhand der Begriffe »GESTALT und Rhizom« geschrieben habe (Petzold 1989a). Buchholtz (1998) nimmt nun diesen Disput wieder auf, ohne allerdings inhaltlich auf meinen Text von 1989 und seine Argumente einzugehen. Dabei greift Buchholtz einen Aspekt meines Integrationskonzeptes auf, das Moment der »Konnektierung« bzw. »Konnektivierung«, dass ich in meinen neueren Arbeiten (Petzold 1994a, 1998a) stärker heraushebe, weil mir dieser Akzent besonders wichtig erscheint. Es geht um die Definition:

»Integration ist primär ein Prozess der Konnektivierung von Verschiedenem - nicht etwa eine Einverleibung. Sie ist in einem zweiten Schritt differentielles Angleichen auf verschiedenen Ebenen bei Wahrung von Unterschieden. Nie ist sie Nivellierung oder Assimilation, denn sonst gäbe es bald nichts mehr zu integrieren« (Petzold 1970c).

»Integrative Therapie als Psychotherapie, Soziotherapie und Agogik (...) hat als Globalziel eine allgemeine Humanisierung der Lebenssituation und für das Individuum die Gewährleistung von Selbstverwirklichung im Lebenskontext im Blick (...); ihre Modelle sind als beständige Präzisierung und Näherung an diese Zielsetzung anzusehen und befinden sich in weiterer Entwicklung. Mit ihrem Abschluss ist nicht zu rechnen« (Petzold 1970c, in: Petzold, Orth 1997c, 226).

Und in jüngster Zeit:

»Integration ist nicht - wie bei Perls - Assimilation, sondern die Konnektierung von Verschiedenem in unterschiedlichen Integrationsdichten, auf unterschiedlichen Integrationsniveaus, mit unterschiedlichen Integrationsstilen, stets aber so, dass Differenzierung nicht assimiliert wird, Differentes als Differentes bleiben kann - integriert durch Konnektierung« (Petzold 1997s, Gestalt 30, 55)

Damit sind die Fragen nach Vielfalt, Entwicklung, Unabgeschlossenheit, letztlich auch nach Modernisierungsprozessen gestellt. Das sind sehr grundsätzliche Fragen mit Blick auf den Makrokontext (Giddens 1991, 1997), die postmoderne Gesellschaft, die bis in die Mikrokontexte durchtragen und sich in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen artikulieren - auch in den Bereichen der Psychotherapie, der Behandlung von Patienten, der Ausbildung, der Berufspolitik, der Wissenschaft. Ich will einigen Aspekten dieser Fragen nach Konnektivierung, Integration, Pluralität deshalb anhand eines Ausschnittes gesellschaftlicher Realität nachgehen, dem der psychotherapeutischen Szene am Beispiel Gestalttherapie/ Integrative Therapie vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen im Feld und aus dem aktuellen Anlass eines »dissent« Diskurses zwischen Fritz Buchholtz (1998) und mir, in dem sich disparate Positionen als Ausdruck anonymer Diskurse zeigen. (Diskurs kursiv geschrieben wird in diesem Text als Begriff im Sinne des Diskurskonzeptes von Habermas zur freien Diskussion über Geltungsansprüche verwandt, fett geschrieben im Sinne von Foucaults Diskurskonzept, verstanden als ideengeschichtliche Strömungen und ihre Machtwirkung, vgl. Dauk 1989). Vordergründig und sicher auch mit Realbezügen geht es um unterschiedliche Konzeptionen zur Psychotherapie: Gestalttherapie÷Integrative Therapie, aufgezogen an den Begriffen GESTALT und Integration.

2. Das therapeutische Feld und das Differenzieren: Gestalttherapie und Integrative Therapie

Die Psychotherapie hat die Tendenz zu differenzieren - bis zur Zersplitterung. Differenzierungen zwischen und innerhalb therapeutischer Schulen sind indes nicht einfach. Die üble Geschichte der Psychotherapie, insbesondere der psychoanalytischen und tiefenpsychologisch orientierten, was den Umgang mit »Dissidenten« anbelangt, zeigt dies

Max Graf, der Vater des »kleinen Hans«, der als Zeitzeuge die Auseinandersetzungen im Wiener Kreis Freuds um Adler und Jung miterlebte, hat mit Fug und Recht diese unschönen Geschehnisse mit ekklesialem Gezänk und kirchengeschichtlichen Glaubenskämpfen verglichen. Ich will in solche Dinge eigentlich nicht hineinkommen, werde es allerdings wohl nicht vermeiden können, weil mir immer wieder in meinen Bemühungen um Entwicklungen, d.h. Differenzierungen, Integrationen, Kreation, theoretische Unterstellungen gemacht werden, die so keinen Boden haben und meine Positionen unzutreffend darstellen. Das hat zuweilen persönliche, oft aber auch systematische Qualitäten. Integrative Therapie habe ich als Überschreitung (Transgression) des Paradigmas der Gestalttherapie bezeichnet (Petzold 1992a, 1993n usw.). Fritz Buchholtz (1998) deutet diese Position um, wenn er behauptet (S. 46): »Nun geht Petzold ja weiter. Gestalttherapie und Integrative Therapie sind nicht verwandte, auf phänomenologischer Grundlage basierende Verfahren.« Eine solche Behauptung wurde von mir nie aufgestellt, das Gegenteil ist der Fall. Ich hebe immer hervor, dass sie verwandte, auf phänomenologischer Grundlage basierende Verfahren sind (z.B. Petzold 1994l, 1995h). Nur: die Art der phänomenologischen Zugeweise kann

erheblich divergieren, und damit sind wir in Differenzierungen. Paul Tholey (1984, 1986) hat zu Recht die Position gestalttherapeutischer Phänomenologie als »seminariven Phänomenologismus« gekennzeichnet und ihr die phänomenologische Position im »kritischen Realismus« entgegengestellt, wie wir sie gleichfalls in unserer Stellungnahme zur Erhebung des Wissenschaftsbeirates des »Schweizer Psychotherapeuten Verbandes« (SPV) in dieser Zeitschrift vorgestellt haben (vgl. Petzold, Sieper, Rodriguez-Petzold 1995a).

Weiterhin wurde der von Perls zumindest angegebene Bezug auf Husserl - ich sehe nicht, wo er je von gestalttherapeutischen Autoren ausgearbeitet wurde (vgl. Walch 1985; Zinker 1975) - von uns im Bezug auf Merleau-Ponty und die »neue Phänomenologie« von Hermann Schmitz erweitert, und in einer neuerlichen Differenzierung diese phänomenologische Position hin zur Hermeneutik überschritten, ausgehend von unseren Leitbildern und Lehrern Merleau-Ponty in seinen sprachtheoretischen Arbeiten, die auch eine »Hermeneutik des nichtsprachlichen Ausdrucks« einbeziehen, sowie Paul Ricoeur in seinen sprach- und zeittheoretischen Arbeiten (Petzold 1988a, b). Dies alles ist ausführlich dargestellt in Band II, 1 meiner theoretischen Schriften zum Thema »klinische Philosophie«.

Die »Gestalttherapie« ist nach den Aussagen und schriftlichen Hinterlassenschaften sowohl von Fritz Perls als auch von Lore Perls ein dezidiert nicht-hermeneutisches Verfahren (nach Perls soll man nicht auf den »bullshit« hören, den die Patienten erzählen, und auch Lore Perls betont immer wieder, dass es um das Wie und nicht um das Was, d.h. die Inhalte der verbalen Äusserungen ginge).

Das organismustheoretische Modell und die zentralen Konzept der organismischen Selbstregulation und des Kontaktzyklus sperren sich gegenüber dem hermeneutischen Ansatz. Der späte Paul Goodman nimmt in den Schriften nach seinem Ausstieg aus der gestalttherapeutischen Praxis (Petzold 1987f), die sich mit sprachphilosophischen Fragestellungen befassen, (mit gutem Grund) keinen Rekurs auf sein frühes therapeutisches Unikat »Gestalt Therapy« (mit Hefferline und Perls), dem keine weiteren Veröffentlichungen über Therapie folgten, genauso wenig wie er in ihnen Bezug zu den späteren Texten von Perls nahm.

Eine differenzierte phänomenologische und hermeneutische Position zu entwickeln war und ist das Anliegen der Integrativen Therapie und eine ihrer grundsätzlichen Überschreitungen der Gestalttherapie, neben der Erarbeitung einer dezidiert entwicklungspsychologischen Position mit longitudinaler Ausrichtung (Rutter 1988; Petzold 1993c, 1994j), die sich gegen ahistorisches Hier und Jetzt und Negierung entwicklungspsychologischer Betrachtungen in der Gestalttherapie wendet. Deshalb nimmt es mich zunächst wunder, wenn in einer neueren anregenden Arbeit (Staemmler 1998) von einer hermeneutischen »gestalttherapeutischen Perspektive« gesprochen wird, die die antihermeneutische Gestalttherapie zu einem hermeneutischen Verfahren umattribuiert (wo ist ihre Hermeneutiktheorie oder wo sind ihre Referenztheoretiker? E. Polsters Arbeiten können hier wegen ihres fehlenden Hermeneutikbezugs nicht dienen).

Weiterhin wird auf selbstpsychologische Entwicklungstheorien (D. Stern) - allerdings ohne Longitudinalbezug - rekurriert. Ich finde das ja gut, hier wird von Staemmler eine differenzierende Position entwickelt, aber was ist an den neuen Perspektiven gestalttherapeutisch? Hier werden Entwicklungen der Integrativen Therapie nachvollzogen hin zu einem schulenübergreifenden Paradigma. Das sollte nicht verwischt werden, denn hier geschieht bei Staemmler, soweit ich das sehe, etwas Neues.

Buchholtz benennt mit seinem Verweis auf die phänomenologischen Gemeinsamkeiten hingegen eine Banalität. Dass sich Gestalttherapie und Integrative Therapie wie die Mehrzahl der psychotherapeutischen Verfahren - z.B. die klientenzentrierte Gesprächstherapie, selbst die Verhaltenstherapie und Psychoanalyse aufgrund der Phänomenbeobachtung - auf eine vage Phänomenologie gründen, ist evident, doch welche Phänomenologie? Als organismuszentriertes (nicht leibzentriertes!) Verfahren, das bei sinnhafter Wahrnehmung ansetzt, bleibt die Phänomenwahrnehmung in der GT für sich stehen (besonders im Stil von Lore Perls) und wird nicht, wie in der IT, immer als zu interpretierende gesehen, denn die Wahrnehmung eines erwachsenen, lebenserfahrenen Subjekts ist - so die IT - immer schon interpretativ. Deshalb muss eine Überschreitung in die Hermeneutik erfolgen, wie dies in der Integrativen Therapie geschah, und damit wird das gestalttherapeutische Paradigma überschritten. Eine solche Überschreitung muss allerdings unserer Auffassung nach gedächtnistheoretisch und neurowissenschaftlich abgesichert werden (Lazar 1996; Damasio 1994). Uns geht es um eine Hermeneutik, die die zerebralen Grundlagen ihrer eigenen Interpretationsvorgänge und Bewusstseinsprozesse theorieplural mitreflektiert (Metzinger 1995) und die auch in multitheoretischen, inter- und transtheoretischen Diskursen unter Beiziehung ideengeschichtlicher Betrachtungsweisen (Berlin 1998) die Art des interpretativen Ansatzes, der praktiziert wird, metareflektiert.

Wir haben - in weiterer Differenzierung - diese mehrschichtige Vorgehensweise auch als »Metahermeneutik« bezeichnet (Petzold 1998a, 1993o, 1994a). Damit entsteht eine grundsätzliche Entscheidung für eine herakliteische Betrachtungsweise permanenten Theorie-Praxis-Fortschrittes und auch eine Entscheidung für eine permanente Reflexion der eigenen Theorie und Praxis auf ihr historisches Herkommen (retrospektiv), die in ihr aktual wirkenden Realitäten (aspektiv) - einschliesslich der »anonymen Diskurse« (Foucault, vgl. Dauk 1989; Petzold, Orth 1998) -, auf die Einflussgrößen des Zeitgeistes (idem 1989f) und auf antizipatorische Entwürfe (prospektiv). Einen »installierten, ko-respondierenden, selbstreflexiven Diskurs« (idem 1998a) und die Bereitschaft, in - durchaus kritische - Diskurse mit anderen Disziplinen einzutreten, in interdisziplinäre und transdisziplinäre Diskurse also (Petzold, Sieper, Rodriguez-Petzold 1996a, Teil 1 und 2), macht das Wesen seriöser Wissenschaft aus.

Diese Position ist natürlich eine weltanschauliche, und sie wurde von mir so oft publiziert, dass die polemische Frage von Fritz Buchholtz (1998, 47): »Welche Weltanschauung liegt bitte der Integrativen Therapie zugrunde, wenn es sie denn gibt?« zu billiger Rhetorik wird oder zu einer unseriösen Frage.

Im Band II, 1: »Klinische Philosophie« meines Werkes »Integrative Therapie« wird dem Thema Welt-Anschauung als die Art und Weise, wie man auf die Welt vor dem Hintergrund des Stromes kollektiver sozialer Kognitionen blickt, ausführlich dargestellt, weiter als dies für die metatheoretische Fundierung der Mehrzahl psychotherapeutischer Verfahren der Fall ist (mehr als 400 Seiten). Im »Tree of Science«, Band II, 2, 1993, wird von S. 457 bis 520 nochmals kompakt unsere »Schau auf die Welt« deutlich, bis hin zur Thematisierung impliziter Ontologien (ibid., S. 515 ff.). Ist das zu viel an Differenzierung für die nach vereinheitlichender, nach Ganzheiten strebenden Positionen bestimmter Gestalttherapeuten? Steht die differenzierende, dekonstruierende, rhizomatische Position »ohne Zentralautomat und General« (vgl. Deleuze, Guattari 1977, 35), wie sie auch die IT vertritt, zu konträr zum Ganzheitsdenken der Gestaltposition von Buchholtz? Hier nun würde es

sich lohnen, die Originalarbeiten von Buchholtz (1985, 1988, 1998) und mir (Petzold 1989a; Petzold, Sieper 1988) zur Hand zu nehmen, um zu inhaltlichen Auseinandersetzungen zu kommen.

3. Konnektivierung

Natürlich bleiben Theorienbildung und Methodenentwicklung nicht stehen, und so wurde die ganze Problematik der Konnektivierung¹ »multitheoretischer Diskurse« und der Konnektivierung »multimethodischer Praxen« unter Bedingungen postmoderner Lebensvielfalt, den Problemen einer sich radikalierenden Moderne, für die Stichworte wie Globalisierung (Beck 1997), Hyperreflexivität, Virtualisierung kennzeichnend sind, in der IT als eine Herausforderung aufgegriffen.

In meinem neuen Buch »Integrative Supervision und Organisationsentwicklung« (1998a), das sich mit einem Bereich befasst, in dem derartige Perspektiven besonders relevant sind, wird der Frage der Pluralität von Weltanschauung ein gewichtiger Einleitungsteil gewidmet.

Die beständige Reflexion der eigenen Theorienbildung kann dann »auf Zeit« zu einer »hinreichend konsistenten klinischen Theorie« führen. Eine Aussage, die Fritz Buchholtz (1998, S. 46) zitiert, um dann völlig unlogisch oder von Polemik verdunkelt fortzufahren: »damit soll die Integrative Therapie ein allen Therapieformen übergeordnetes Verfahren darstellen, ähnlich wie die allgemeine Psychotherapie Grawes«. Diese Aussage ist weder aus Grawe (1998) noch aus meinen Texten ableitbar und steht quer zu den postmodernen Dimensionen der IT. Ich habe mich im Gegenteil vielfach gegen jede Form von »Supertherapie« ausgesprochen, weil sie dem von mir mit Foucault, Derrida, Lyotard und Deleuze vertretenen, von Grund auf anderen Diskurs der Pluralität gänzlich widerspräche.

Fritz Buchholtz hat offenbar die wissenschaftstheoretische Position der Integrativen Therapie, die als »evolutiv-pluralistisch und metahermeneutisch« charakterisiert wird (Petzold 1992a, 494 f.) genauso wenig zur Kenntnis genommen wie ihre spezifisch phänomenologisch und hermeneutisch orientierte Erkenntnistheorie (ibid., 487 ff.).

So kann man doch keine ernsthaften Diskurse führen! Ich gehe auf diesen Text dennoch ein, einerseits um theoretische Unterstellungen zurückzuweisen, die den Intentionen des Integrativen Ansatzes entgegenstehen, ihm sogar Positionen zuweisen, die seinen Grundprinzipien fremd sind, andererseits um die Probleme von Differenzierungen und Konnektivierungen aufzuzeigen, denn die Dinge liegen komplexer, als dies oft scheint: Da konzipiere ich - von der Gestalttherapie mich entfernend - eine Integrative Therapie und affirmiere dabei zugleich gestalttheoretische Positionen (die der Gestalttherapie weitgehend fehlen), um sie gleich darauf durch Konnektivierungen zur Hermeneutik hin erneut zu differenzieren.

Um noch einmal klarzustellen: Gestalttheoretisches und gestaltpsychologisches Gedankengut, insbesondere die Grundlagen des kritischen Realismus (N. Bischof 1966, er wird von Gestalttherapeuten nie zitiert), stellen für die Integrative Therapie (anders als für die Gestalttherapie) eine wesentliche Grundlage dar. Der Gestaltbegriff ist in den grossen Strömungen der Gestaltpsychologien (Berliner, Grazer, Leipziger, Frankfurter Richtung) und in der Ganzheitspsychologie sehr unterschiedlich interpretiert und ausgearbeitet worden: einmal in Richtung einer morphologischen Strömung (W. Salber 1959, 1980), zum anderen in Richtung einer »Feldtheorie« (K. Lewin 1963), mit der Lewin den gestaltpsychologischen Rahmen zu überschreiten gedachte und auch überschritten hat in Richtung einer »ökologischen Systemtheorie«, wie sie sein Schüler Uri Bronfenbrenner (1976) grundgelegt hat bzw. die J. Gibson (1979) in kritischer Auseinandersetzung mit der

gestaltpsychologischen Wahrnehmungstheorie erarbeitete - dies alles sind nicht-hermeneutische Theorien!

Für die Integrative Therapie, die diese systemische und ökologische Orientierung seit ihren Anfängen einbezogen hatte (Petzold 1974j, 295; 1994a), habe ich mich ausführlich mit dem Thema »Gestalt und Form« in einer grösseren Studie auseinandergesetzt (Petzold 1990b), um u.a. eine Verbindung zur Hermeneutik zu erarbeiten: »Form und Inhalt«, hier liegt eine Anschlussstelle (Perls lag nicht falsch, wenn er keine Verbindung von »Gestalt und Inhalt« sah).

Die systemtheoretische Sicht, die in der Integrativen Therapie immer (u.a. mit Bezug auf den frühen Luhmann) eine Rolle spielte (Petzold 1974j, 296-303), habe ich an verschiedenen Stellen ausgearbeitet (Petzold, van Beek, van der Hoeck 1994; idem 1998a), und dabei wurde auch das Integrationskonzept neu überdacht. Es gibt eben sehr unterschiedliche Vorstellungen von Integration. Selbstverständlich haben der Gestaltbegriff und der Integrationsbegriff »etwas« miteinander zu tun. Nur wurde der Integrationsbegriff in der Integrativen Therapie anders orientiert (vgl. IT Bd. II, 3, 1349 ff.), und sicher nicht in der Art, wie Perls ihn auslegte und verwandte, nämlich als Assimilation, und auch nicht im Sinne der Polsters (1975), die ihre Methode eben nicht »Integrative Gestalttherapie« nennen - dies ist eine Fehlübersetzung von »Gestalt therapy integrated« -, sondern die die verstreuten Perlschen Intentionen offenbar integrieren wollen.

Wenn Fritz Buchholtz meine Definition von Integration (Gestalt 30, 1997, S. 55, von ihm zitiert Gestalt 32, 1998, S. 45) aufgreift, so tut er dies - aus Unwissenheit oder mit zwiespältiger Absicht - in theoretischer Dekontextualisierung. Er verschweigt nämlich die theoretischen Bezugspunkte dieser Definition mit ihrem Begriff der »Konnektivierung«, der von ihm als »Beispiel für eine beliebte Praxis des beliebigen Hantierens« (ibid S. 45) auch noch negativ konnotiert wird. In meinem Werk finden sich folgende Bezugspunkte für diesen Begriff:

3.1 Die Referenz zu poststrukturalistischen Theorien

Diese Theorien befassen sich mit den Problemen der Vielheit und der Differenz in sich pluralisierenden Lebenswelten (Foucault, Deleuze, Derrida u.a.). Aus diesem Theoriestrom stammt der Begriff des »Rhizoms«, des »vielfältig vernetzten Geflechts ohne Anfang und Ende« (Deleuze, Guattari) - eben nicht gestalthaft, Gestalten sind umgrenzend und abgegrenzt -, ein Begriff, der als Metapher gegen den Totalitätsanspruch des »Ganzen oder der Gestalt« verwandt wird. Hier sollen keine »Teile« unter die »Macht eines Ganzen« gezwungen werden. Integration als Begriff und Konzept muss der Gefahr vereinnahmender Machtdiskurse zu entgehen suchen. Genau das kann das Konzept der »Konnektivierung« in dieser Perspektive leisten, dass nämlich »Differenzen nicht zerstört werden«. Im Unterschied zum Gestaltbegriff Buchholtzscher Interpretation werden hier die impliziten Machtdiskurse bei Begriffen wie »Gestalt«, »Ganzheit« und »Integration« mitreflektiert. Nicht ohne Grund waren Begriffe wie »Gestalt« oder »Ganzheit« und die mit ihnen im deutschen Raum verbundenen psychologischen Strömungen im irrationalen Diskurs der Totalität bzw. im totalitärem Diskurs des Dritten Reiches wohlgefallen (vgl. Prinz 1985; Geuter 1984 und Harrington 1997). Man kann doch nicht so tun, als seien Begriffe wie »Gestalt«, »Integration«, »Konnektivierung« geschichtsenthobene Grössen.

3.2 Die historisch hermeneutische Position

Begriffe und Konzepte müssen vor dem Hintergrund ihrer Geschichte reflektiert,

analysiert und interpretiert werden (vgl. P. Nora, I. Berlin, P. Ricoeur). Hier gilt es vielfältige Einflussgrößen zu konnektivieren. Der von Buchholtz (1985) in einer interessanten Arbeit besonders favorisierte Rekurs auf die »europäischen Quellen« des Gestaltbegriffes nimmt einen romantischen Gestaltbegriff auf, wie wir ihn u. a. bei Schelling, Goethe, Schiller, letztlich auch Ehrenfels und der »Grazer Schule« finden (vgl. besonders die Arbeiten Ferdinand Weinhandls).

Weiterhin vertritt Buchholtz (1985) einen romantischen Ganzheits- und Freiheitsbegriff, ganz wie Perls (man solle dem Menschen - und bitte schön den Therapeuten - ihren eigenen Weg und ihre Letztentscheidung lassen, die in der Autonomie des Individuums gründe: Ich bin Ich und Du bist Du). Das ist Romantik pur: »Ich, ganz allein, muss der Urheber meiner Wertvorstellung sein«, wie Berlin (1998, 305) dieses Denken auf den Punkt bringt. »Ich bin Gestalt vor dem Hintergrund der Welt. Therapie ist Kunst, Gestalt ist Schöpfung, wir sind Künstler, Künstler sind frei«. Das klingt gut. »Das neue Modell, dem die Romantik nacheifert, ist das der Kunst« (ibid. 307). Das ist die - historisch nicht reflektierte - Position des romantischen Gestaltgedankens. Der Gestaltbegriff wird von Buchholtz (1985) an Heraklits Dialektik und Prozessualität rückgebunden, was philosophiegeschichtlich nicht substantiiert wird. Der Morphe-Begriff der aristotelischen Tradition läge hier wohl näher. Metamorphose, Gestalt und Wandel, Form und Prozess, darum geht es ihm wohl. Dabei setzt er immer wieder Gestalt und Ganzes gleich (indem er, wo Schiller und Goethe in ihren Texten vom »Ganzen« schreiben, einfach mit »Gestalt« paraphrasiert, ibid. 20, 26 f.): So geht das nicht.

Der romantische Gestaltbegriff - bei Schiller »lebende Gestalt«, bei Goethe als Inbegriff der sich selbst offenbarenden Natur - wird zu einer Universalmetapher, die bei Weinhandl (1978, 205) mit dem »semen divinum«, dem formgebenden »göttlichen Samen«, verbunden wird. Buchholtz sieht es richtig: »Dass das Wort ‚Gestalt‘ zu einem spezifisch deutschen Wort geworden ist, liegt daran, dass es im deutschen Idealismus eine so hervorragende Rolle spielte« (ibid. 1985, 23). Nur, er zieht daraus die m. E. falsche Schlussfolgerung, nämlich dass dieser überdehnte, metaphysisch aufgeladene Gestaltbegriff (Weinhandl 1965) fruchtbar sei. Die Berliner Gestaltpsychologen haben bewusst nicht auf die von Buchholtz aufgezeigten Traditionen zurückgegriffen und den Begriff neu konzipiert (Köhler 1924, IX).

Der wilde, freie, romantistische Geist, der dem frühen Perls und dem Anarchismus von Goodman eignete, weht heute er nur als schwacher Strom (nicht mehr ganz heisser) Luft durch die Szene, und das ist gut so, denn in diesem romantisch-idealistischen Diskurs liegen »Quellen des mystischen Nationalismus« (Berlin 1998, 312) und seines krassen Individualismus, der ab und an totalitär dekompenziert, wenn eine ganze Nation aufsteht »wie ein Mann« in illusionärer Autonomie, gefangen im Wahn des Autarkismus und sich über jeden Konsens, jede Rechtstradition, jede Freiheitsbegrenzung hinwegsetzt.

Der Einzelorganismus, der nur auf Bedürfnisbefriedigung gerichtet ist (Perls 1969b »I am an organism, I want some food«) wird als Kollektiv-Individuum zum Moloch (ein Führer als überragende Gestalt vor dem Hintergrund eines Volkes katalysiert ein Vaterland zu einer »Volksgestalt«, der Arier). Gegenüber dieser romantischen, totalitätsversessenen Gestalt- und Ganzheitstradition ist der Gestaltbegriff der »Berliner Schule« nüchterner. Ihn sollte man vertreten, denn er entwächst dem romantischen Hintergrund, ohne dass das ideengeschichtliche Milieu des Gestaltbegriffes und seiner Herkunftskontexte je rekonstruiert oder aufgearbeitet wurde.

Die »Berliner Schule« kann wissenschaftsgeschichtlich vielleicht als eine vorbereitende Entwicklung hin zur Systemtheorie betrachtet werden. Zur Feldtheorie hin war sie es gewiss. Der Frage, ob und wie sich der Diskurs der gefährlichen, selbstzentrierten und zugleich mit allumfassenden Anspruch auftretenden Irrationalität des »romantischen Geistes« in den Humanwissenschaften fortschreibt, müsste nachgegangen werden. Es scheint mir, als träte er in den systemischen Therapieansätzen zutage, die sich den epistemologischen Irrungen des »radikalen Konstruktivismus« (so Bischof 1996) verschrieben haben. Das System Mensch ist in sich geschlossene Ganzheit, autopoietisch ist es letztendlich selbstbestimmt und damit frei.

In einer solchen Argumentation werden in unzulässiger Weise anthropologische und epistemologische Explikationsfolien von unterschiedlichem Herkommen vermengt. Ein personalistischer Autonomie- bzw. romantisierender (anarchistischer) Freiheitsbegriff wird - ähnlich wie in der Gestalttherapie - mit systemischen Erklärungsmodellen über das Funktionieren von biologischen Organismen gepaart. Die (in dieser Hinsicht) brüchigen Fundierungsversuche der Gestalttherapie von H. Portele (1985, 1987) sind hier beispielhaft zu nennen. Die Themen »Autonomie, Macht, Liebe« (Portele 1989) sind mit Fragen verbunden, die autopoiesetheoretisch nicht beantwortet werden können. (Die Probleme liegen hier ähnlich wie bei G. Batesons Machttheorem).

Im mythischen Ganzheitsbegriff sind Irrationalität, Individualismus und Unendlichkeitssehnsucht bzw. Alles-oder-Nichts-Anspruch wie in der geistesgeschichtlichen Strömung der Romantik verbunden. Im Totalitätsanspruch bestimmter Formen des »systemischen Denkens« finden sich ähnliche Tendenzen. Sie artikulieren sich heute noch in einem scheinbar ganz anderen Bereich, in der sogenannten »transpersonalen Psychologie und Psychotherapie«. Für beides, das allumfassend »Systemische« und das spiritualisierend »Transpersonale« scheinen der Gestaltansatz bzw. eine gewisse gestalttherapeutische Szene anfällig zu sein. Wissen, Vernunft, Forschung, das traditionelle Ideal des Wissenden, des Denkers, des Weisen, das auf »Verstehen« basiert, wird im romantischen Diskurs vom Modell des »Helden verdrängt, der, koste es, was es wolle, nach Selbstverwirklichung strebt ... ohne Rücksicht auf die Folgen« (Berlin 1998, 318). Berlins luzide Analysen - ähnlich wie die von ganz anderer Seite kommenden Foucaults und Deleuzes, von denen ich in meinen Pariser Studienjahren geprägt wurde - müssten zu einer kritischen Betrachtung gestaltischer Positionen - aber auch Freudscher und besonders Jungscher -, was individualisierende, Gemeinwohl und Gemeinwohl unterminierende Ideologie und Irrationalität und ihre Tendenz zur »Tyrannei der Intimität« (Sennett 1987) anbelangt, herangezogen werden.

Es geht um eine Metakritik der - aus integrativer Sicht bedenklichen - Ideologie des selbstzentrierten Individualismus im romantischen Diskurs, die es in diesen und anderen Therapieansätzen aufzudecken gilt, ein Subjektivismus, bei dem nur der »Mensch, der seine ganzen Lebenskräfte in den Ausdruck seines Innersten steckt ... sein Menschsein bewahrt und seine Seele rettet« (Berlin 1998, 321). Auch in der Integrativen Therapie finden sich in bestimmten Konzepten romantische Elemente, von Perls, Moreno, Reich herkommend, z. B. das der Selbstverwirklichung, die sorgfältig betrachtet und gehandhabt werden müssen - wir leben ja in Europa in einer Mixtur romantischer und vorromantischer Diskurse (im Sinne Foucaults) -, aber sie wurden stets mit korrektiven Positionen »konnektiert« (z.B. denen von Marcel, Ricoeur, Lévinas) und in der therapeutischen Praxis oder der Ausbildung durch Ziele

wie »Selbstverwirklichung mit Anderen«, »Förderung von sozialem Engagement« usw. austariert (Petzold 1988n, 603).

Das Ko-respondenzmodell (idem 1991e) und mein Identitätskonzept (idem 1992a, 527 ff.; Petzold, Sieper 1998) sind »konnektivierende« Modelle, in denen verschiedene Positionen in »Polylogen« füreinander Korrektive werden und ein beständiger Prozess der Verbindung von individueller und gesellschaftlicher Realität, von Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsperspektiven stattfindet.

Ganz anders als bei Perls und seinen Nachfolgern, die Gesellschaft nur als Feindposition sehen und durchweg ahistorisch argumentieren, geht es in diesem Sinne in der Integrativen Therapie also um Konnektivierungen multipler Realitäten, um Dekonstruktion von Begrifflichkeiten, um ihre Hintergründe und ihre Belastetheit aufzudecken und ihre Implikationen für gegenwärtiges Handeln zu reflektieren - wiederum ein Prozess des Konnektivierens. Bei Buchholtz (1998) findet sich nirgendwo ein Ansatz zur kritischen Hinterfragung der eigenen Position, zur Aufdeckung der geistesgeschichtlichen Prämissen des Gestaltbegriffes und seines Kontextes. Es geht doch nicht an, den Gestalt-Begriff aus der Zeit des Aristoteles (morphé) bis zum romantischen Gestalt- und aktuellen Systembegriff gleichsam als unwandelbares Konzept mit zeit- und kulturüberdauernder Qualität darzustellen. Ich habe all diese Perspektiven im Modell der »metahermeneutischen Triplexreflexion« (Petzold 1994a) und in unseren Überlegungen zum Thema »Konnektivierung von Differentem und Umgang mit Vielfältigem« ausführlich dargestellt (zusammenfassend das Eingangskapitel von Petzold 1998a) und stets den Begriff der Konnektivierung an Merleau-Pontys mehrperspektivischer Umgang mit Vielheit (auch historischer und politischer) und Paul Ricoeurs Kunst vernetzender Interpretation (gerade auch an seine zeittheoretischen Arbeiten) rückgebunden. Auch dieser Bezug ist in meinem Werk immer wieder verdeutlicht worden, was Buchholtz bekannt sein sollte.

3.3 Konnektionismus

Ein weiterer, gewichtiger Bezug sei genannt, nämlich der zum neurowissenschaftlich und kognitionswissenschaftlich begründeten »Konnektionismus« (Fodor, Pylyshyn 1988; Fodor 1983, Rumelhart, McClelland 1986), mit dessen Bedeutung für die Theorienbildung der Integrativen Therapie, insbesondere ihrer kognitionspsychologischen und entwicklungstheoretischen Positionen (Petzold, van Beek, van der Hoeck 1994), aber auch für die Theorienbildung in der Supervision (Petzold 1994a) ich mich ausführlich auseinandergesetzt habe.

Integration als Konnektivierung schafft in erster Linie einmal Vernetzungen vom Typus der nonlinearen Verbindungen neuronaler Netzwerke, die eben nicht durch die Bildung von »Ganzheiten«, sondern durch multiple Konnektivierungen und Knotenbildungen gekennzeichnet sind (Lazar 1996). Gestaltbildungen sind auch hier als Partialphänomene durchaus möglich - im Sinne von Konfigurationen (Grawe 1998, 1982), - aber das Gestaltmodell vermag die Dynamik von Netzwerkprozessen nicht aufzuklären.

Der konnektionistische Netzwerkansatz bietet ein anderes Erklärungsparadigma als der Gestaltansatz und wäre es anders, würde der Gestaltansatz, wie dies Buchholtz suggeriert, zu einem einzig möglichen Erklärungsmodell. Er erhielte damit die Qualität der von Lyotard kritisierten Metaerzählungen, und er wird damit genau zu der Supertheorie, die Buchholtz mir und Grawe unterstellt. Wenn eine Psychotherapie - welche auch immer - mit ihrem konzeptuellen Rahmen einen

solchen Anspruch erhebt - und dies tut sowohl die Psychoanalyse wie auch die Gestalttherapie sensu Buchholtz -, dann muss man sie in der Tat als »konfessionelle Verirrung« (Buchholtz) verstehen und Grawe, Donati, Bernauer (1994) beipflichten, dass solche Psychotherapien sich »von der Konfession zur Profession« wandeln müssen. Andernfalls kommt es zur dysfunktionalen Schulbildung, und von dort ist der Schritt zur Scholastik und zur Dogmatik nicht weit.

Integrative Ansätze - und solche sind auch immer differenzierend und konnektivierend - stellen sich therapeutischen Dogmatiken »mit Ewigkeitswert« entgegen. Sie haben deshalb für die Psychotherapie einen so hohen Wert, weil in sich verändernden Lebenswelten und damit verändernden Sozialisationsbedingungen beständig Entwicklungen erfolgen, die integriert werden müssen. Der konnektionistische Theorienansatz bietet hier für die Psychotherapie eine interessante Perspektive der Betrachtung neben anderen wie der Grawe-Mitarbeiter Franz Caspar (et al. 1992) herausgestellt hat.

4. Integrieren

Die Begriffe des Konnektivierens und Integrierens müssen, wenn man nicht mit Buchholtz einen »Kategorienfehler« begehen will, differentiell gesehen werden. Integration und Konnektivierung auf der Ebene neuronaler Netzwerke, komplexer biologischer Systeme, aber auch kognitiver Systeme, müssen neben dem Prinzip der Differenzierung als Organisationsprinzipien in der »Chaotik der Komplexität« und dem »Dickicht der Lebenswelt« (Mathiesen 1983) gesehen werden. Hier kommen Prozesse der Selbstorganisation zum Tragen, in denen durch Organisationsstrukturen, durch multiple Konnektivierung bzw. Konnektivierungen, durch »Emergenz« Lösungen »höherer Ordnung« entstehen können (Bunge 1977; für Organisationen vgl. Petzold 1998a).

Dieses »fungierende Integrieren« durch die Prinzipien der Differenzierung und Konnektivierung als zentrale Konzepte moderner biologischer und kognitiver Systemtheorien (auch bestimmter soziologischer Systemtheorien), die auch für die Integrative Therapie seit ihren Anfängen wesentlich waren (Petzold 1974j) und bis heute wesentlich geblieben sind (idem 1998a), muss aber unterschieden werden von »intentionalem Integrieren« als eine bewusste verbindende und interpretative Arbeit, wie sie für Hermeneutik und Metahermeneutik kennzeichnend ist. Da hierbei stets Ko-respondenzprozesse im Spiel sind (auch wenn ich alleine vor mich hin sinne und mich mit den Gedanken anderer auseinandersetze oder mit meinen eigenen vorgängig gedachten Ideen) ist hermeneutische Konnektivierung ein prinzipiell intersubjektives Geschehen.

Da das »fungierende Integrieren« des neuronalen Systems Grundlage jeder bewussten interpretativen Arbeit im hermeneutischen Geschehen ist, kommt es natürlich auch im »intentionalen Integrieren« zum Tragen, wenn eine gedankliche Lösung »plötzlich auftaucht« und »die Gedanken beim Reden verfertigt werden« (Kleist 1805/1977). Es entstehen also auch bei »intentionalen Integrationen« Emergenzen (Petzold 1998a). Dennoch sind diese beiden Ebenen, die fungierende und die intentionale, als unterschiedliche kategoriale Ebenen zu differenzieren.

Buchholtz greift mit seinem traditionellen Gestaltbegriff zu eng, denn er hat sich entwickelt, wenn man sieht, dass die Gestaltpsychologie mit ihren Forschungen zu Prozessen der Gestaltbildung nicht nur mit der modernen Systemtheorie konzeptuelle Ähnlichkeiten hat, sondern, dass der gestaltpsychologische Ansatz als

eine Vorläufertheorie zumindest biologischer Systemtheorien gesehen werden kann. In den Entwicklungen, z.B. in der Linie J. v. Uexküll, K. Goldstein, L. v. Bertalanffy, H. Maturana, wurde das Gestaltkonzept zum Systembegriff hin überschritten. Warum wird diese Entwicklung nicht von Buchholtz einbezogen oder zumindest reflektiert? Oder darf das Gestaltkonzept selbst keinen Wandel haben oder keine Facetten: Gestalt/Integration, Gestalt/Form, Gestalt/System, Gestalt/Struktur, Gestalt/Schema? - der Möglichkeiten wären viele, und man müsste zumindest seine Optionen für den Gestaltbegriff deutlicher theoretisch und nicht nur mit einem Traditionalismusargument begründen.

Wolfgang Metzger (1975) etwa hat dies für die Konzepte System/Feld aufgezeigt. Dennoch muss man sagen, dass die Systemtheorien, insbesondere der »dynamic systems approach« (Kelso 1995; Thelen, Smith 1994), auf dem unsere Forschungen im Bereich der Psycho- und Neuromotorik und zur motorischen und interaktionalen Entwicklung von Säuglingen basieren (Petzold, van Beek, van der Hoeck 1994), eine Überschreitung des Gestalt-Paradigmas darstellen, genauso wie Lewin, als er sich komplexen sozialen Realitäten zuwandte, den Gestaltansatz zur Feldtheorie hin überschritten hat. In der heutigen Diskussion wird es wohl eher eine Frage werden, ob das systemische Paradigma oder Feldparadigma zur Leittheorie wird (Metzger 1975) oder für welche Bereiche das ein oder andere Paradigma eine optimale Explikationsfolie ist. Fritz Buchholtz scheint darüber hinaus zu übersehen, dass es sich insgesamt auch um wissenschaftliche Sprachspiele (Wittgenstein), d. h. Formen der Deskription und Metaphorisierung, um »Weisen der Welterkenntnis« (Nelson Goodman) oder eben um »Explikationsfolien von Wirklichkeit« (H. Petzold) handelt und das »Integrieren« auch auf diese Ebene gesehen und bearbeitet werden muss, will man nicht in die Gefahr geraten, Begriffe oder Konzepte zu ontologisieren, so dass etwa eine »Gestaltideologie« entsteht.

Leider hat Fritz Buchholtz auch in seinem Text »GESTALT und Integration II« keine inhaltliche Diskussion meines Beitrages »Gestalt und Rhizom« geleistet, der von mir als Ko-respondenz-Beitrag zu seinem Vortrag auf dem FPI-Lehrtherapeutentreffen über »Gestalt und Integration« (nochmals veröffentlicht in Gestalt 5, 1989) geschrieben wurde.

Er ist auch mit keinem Wort auf die Fortführung dieser Theoriediskussion in der Darstellung des Wissenschaftsverständnisses der IT (Petzold, Sieper, Rodriguez-Petzold 1995) eingegangen noch auf die 1997 in der Zeitschrift »Integrative Therapie« Heft 1 und 4 vorgestellten ausführlichen Erörterungen des Pluralitäts- und des Integrationsproblems.

So hat dieser neuerliche Beitrag unter der Bezeichnung, »II« nichts Neues, keinen Erkenntnisfortschritt gebracht, und man muss mit Buchholtz selbst fragen: »Um was geht es eigentlich?« (S. 46). Seine nachfolgenden Ausführungen erhellen das nicht. Gut, »Lust am Streit« - der kann an die Grenzen kommen. Klärung der Position? - vielleicht. Der vorliegende Beitrag versucht dies zumindest.

Die vereinfachende Schlussfolgerungen zur Sicht der Psychotherapie von Buchholtz (S. 26): »Die krönende Erkenntnis blieb übrig, dass der zentrale, heilende Faktor die Art der Beziehung zwischen Klient und Therapeut ist«, lässt mich unbefriedigt. Wir haben uns unlängst kritisch zum Mythos dieses »Wirkfaktors« geäußert (Märtens, Petzold 1998). Die »Art der Beziehung« kann auch im höchsten Masse destruktiv sein, wie unser Beitrag »Patienten als Partner oder als Widersacher« (in Gestalt 32) gezeigt hat (Gröbelbaur, Gschwend, Petzold 1998) und wie wir in der Auseinandersetzung über Macht und Ideologie in der Psychotherapie (Petzold, Orth 1998a) an vielfältigen Beispielen nachweisen konnten.

Selbst dieses Beziehungstheorem bedarf also der Ko-respondenz, und es wird sich nicht eindeutig beantworten lassen, auch nicht unter »ganzheitlichen Perspektiven« oder »gestalthaften«. Vielmehr wird das Problem der Vielheit gerade hier deutlich. Ganzheit darf nicht zu einem mythologischen Ideologem werden, das Menschen mit »gestalttherapeutischem Flair verlockt«, wie Buchholtz (1998, S. 46) es der Gestaltmetapher attribuiert. Ein solches »Flair« hat durchaus seinen Reiz, wird aber problematisch, wenn es zu einem »lose your mind and come to your senses« (Perls) kommt anstelle einer dieses Flair durchaus genießenden Haltung, die die »kritische Rationalität« (Kant), ein »ko-respondierendes Aushandeln von Grenzen« (Petzold 1991e), eine »kämpferische Freiheit« und die Metareflexivität nicht aufgibt: »keep your mind and come to your senses!«, behalte »Wirklichkeitssinn« (Berlin 1998, 61 f.).

Die Gestalttheorie (zu differenzieren von Gestaltpsychologie und mehr noch von Gestalttherapie) und der mit ihr verbundene »kritische Realismus« hat kostbare Erkenntnisse gebracht. Die Ergebnisse der Gestaltpsychologie (die von der Gestalttherapie kaum zur Kenntnis genommen wurden, von H.J. Walter einmal abgesehen) gehören zum unverzichtbaren Gut der Psychologie. Wolfgang Metzgers »Psychologie« (1963) und seine anderen Arbeiten (ich berücksichtige sie in Petzold 1993a mit 5 Zitaten) bleiben wie die Arbeiten Lewins (48 Zitate, *ibid.*), Koffkas (10 Zitate, *ibid.*) und Wertheimers (10 Zitate, *ibid.*) Marksteine psychologischer Theorienbildung. Dem Werk dieser Männer ist Referenz zu zollen.

Dies galt und gilt ausweislich meiner Schriften - und ich habe hier beispielhaft auf Zitationen in meinem Hauptwerk verwiesen - für die Integrative Therapie. Auch Grawes (1998) »psychologische Psychotherapie« zollt z.B. Lewin Tribut. Der Ansatz der Gestaltpsychologie ist gerade in der Verbindung mit der dynamischen Systemtheorie und der Selbstorganisationsforschung höchst fruchtbar, wie Tschacher (1997) unlängst gezeigt hat.

Indes: Gestaltpsychologische, feldtheoretische und systemtheoretische Modelle, so wichtig sie sind und so bedeutsam ihre Position in der integrativen Theorienbildung ist (Petzold 1998a), kommen als letztlich funktionalistische Theorien an eine Grenze, wenn es nämlich um die Frage von Sinn und Bedeutung und mehr noch um Wertsetzungen geht. Hier liegen die Grenzen ihrer Möglichkeiten des Integrierens. Wo »primordialer«, fungierender Sinn (idem 1978a), wie er in der Lebenswelt ruht, wahrgenommen, erfasst und verstanden wird, ausgesprochen wird im Erklären, also die »hermeneutische Spirale« (Petzold 1988a, b) durchläuft, wo auf der Grundlage Sinn und Bedeutung stiftender Diskurse Entscheidungen für Wertsetzungen getroffen werden, muss fungierende Selbstorganisation, in der »die Gestalt gegliederte Teile...« wird und »niemand verbindend zu Werke« geht (Buchholtz 1998, S. 45) überschritten werden.

Die Habermas/Luhmann-Debatte hatte dies im strittigen Diskurs zwischen Systemtheorie und kritischer Theorie deutlich gezeigt (Maciejewski 1975), denn es werden Subjekte im Diskurs (Habermas) erforderlich, die bewusst Verbindungen ziehen und Entscheidungen fällen, für die sie eintreten. Oder geht Buchholtz davon aus, dass ein humanes Miteinander so einfach »entstehe« und im »Gefüge« menschlichen Umgangs »aufscheine«?.

Die Geschichte belehrt uns eines anderen.

5. Differenzierungs- und Integrationsaufgaben in der Pluralität einer akzelerierten Moderne

Es bedarf immenser kultureller Arbeit, eines Konzeptes der »Kulturarbeit« (Petzold

1987d) und des entschiedenen Einsatzes jedes Einzelnen, um die devolutionären, destruktiven Tendenzen unseres Wesens zu klären und Prozessen der »Identitätsvernichtung« entgegenzuwirken (Petzold 1996j, k). In der Integrativen Therapie haben wir deshalb den Problemen ko-respondierender, diskursiver Ethik mit Bezug auf Marcel, Lévinas, Habermas, Tillich, Berlin u.a. grosse Bedeutung zugemessen (Petzold 1993l, 500 ff.; 1996k usw.). Von hier aus wird man Auslotungen hin zum »existentiellen Grund der Menschenwürde« (Marcel, Lévinas) vornehmen müssen, womit man auch an die Grenzen des Integrierens kommt, wie wir ausgeführt haben (vgl. Orth 1993 »Integration als persönliche Lebensaufgabe« und Petzold 1993o »Leben als Integrationsprozess und die Grenzen des Integrierens« sowie den »Epilog« zu meinem dreibändigen Werk »Integrative Therapie« 1993a, 1349).

Es ist mir daher schwer nachvollziehbar, wie Buchholtz (1998, S. 45) dem Integrationsbegriff der Integrative Therapie einen »Hauch der zeitgenössischen, materialistischen Denkweise« anhängen will. Buchholtz hat sich offenbar seit längerem nicht mehr mit der Theorie der Integrativen Therapie und ihren Entwicklungen auseinandergesetzt. Er nivelliert meine Definition von Integration bzw. hat sie nicht verstanden. Wenn er Daser zitiert, der definiert: »Integration findet statt, wenn Gegensätze zu wechselseitigen Ergänzungen finden« und Buchholtz (S. 45) ihn paraphrasiert: »Integrieren heisst, Synthesen zu finden«, dann sind solche Bestimmungen als »Sonderfälle« oder als spezifische Akzentuierungen meiner Definitionen durchaus möglich. Gestalt als der »Gedanke vom gegliederten Ganzen« ist gleichfalls als eine Sichtweise möglich, im »gegliederten Vielen«.

Die neuen »Theorien der Pluralität« von der »neuen Phänomenologie«, wie sie Hermann Schmitz entwickelt hat aus der Auseinandersetzung mit dem »unerschöpflichen Gegenstand« (Schmitz 1965, 1990), die Konzeption »transversaler Vernunft« von Wolfgang Welsch (1996), die dekonstruktivistische Auseinandersetzung mit der Vielschichtigkeit von Jacques Derrida (Derrida 1986) oder die Betrachtung rhizomatischer, vielfältig verflochtener und verästelter Realität, wie sie Deleuze und Guattari (1977) entwickelt haben, zeigen einen Diskurs, der eine andere Betrachtungsweise notwendig macht, als die, die Buchholtz (1998, S. 46) mit seiner konservativen Interpretation des Gestaltkonzeptes vorschlägt, die er aber dann selbst nicht durchhalten kann, wenn er im »romantischen Diskurs« (Berlin 1998) individualisierend fordert: »Wäre es da bitte nicht möglich, den TherapeutInnen die Färbung ihrer Arbeit selbst zu überlassen und ihnen ansonsten Hilfen zur Hand zu geben, wie sie bei spezifischen Problemlagen den Umgang mit der Beziehung besser hinbekommen.«

Dies wäre einfach!

Ein klares Statement für eine grundsätzliche Pluralität der Handlungsmöglichkeiten! Diese aber kann ohne Konzepte wie Differenzierung, Konnektivierung, Referenz, Integration usw. gar nicht auskommen, will sie nicht in einer verwaschenen Beliebigkeit oder in Bizarrerie oder - worst case - in Willkür enden. In diesem Sinne versteht sich »Integrative Therapie« durchaus als eine »kritische Theorie« gegen Ganzheitsmythen, Totalitätsansprüche, diffusen Theoriepluralismus, aber auch gegen »beliebiges Hantieren«, wie es Buchholtz für die Handhabung der therapeutischen Beziehung zu suggerieren scheint.

Wir vertreten hier eine kritische Position, die sich mit dem Problem von Ganzheit und Vielheit beschäftigt. Dieses Problem muss, wie ich in »Gestalt und Rhizom« ausgeführt habe, in seiner Dialektik gesehen werden, als ein Prozess permanenter Differenzierung und Integration, Konnektivierung und Interpretation, der an kein Ende

kommt und in wandelnden Lebenswelten auch immer neue Sichtweisen hervorbringt - Kreation.

Die »kommunikative und interpretative Kompetenz und Performanz« der Diskurspartner, die Integrität ihrer Ko-respondenzbereitschaft, wie es sich im kommunikativen Handeln zeigt, bestimmt die Qualität des Diskurses (sensu Habermas 1981) als Gespräch über Wahrheiten, Geltungsansprüche, Legitimation. Wenn man dabei (gegen Habermas) annimmt, dass in diesen Ko-respondenzprozessen immer die Gefahr machtvoller Diskurse (sensu Foucault) gegeben ist, ja solche Diskurse verborgener und offener Macht im diskursiven Gespräch zur Auswirkung kommen, also keine »kommunikative Symmetrie« herrscht, dann kommt man nicht an den Mühen solcher Prozesse als Auseinandersetzung vorbei und den nicht geringer wiegenden Anstrengungen, sich (wieder) zusammen-zusetzen. Hier liegen wesentliche Differenzierungs- und Integrationsaufgaben in der modernen Psychotherapie, die in einem Gespinnst von Macht, Interessen, Übertragungen, Glaubens- und Territorialkämpfen verstrickt ist. Habermas - darauf habe ich vor über 20 Jahren schon hingewiesen (Petzold 1978c) - blendet das Problem der Macht wie das der Übertragungen aus, aber Übertragungen, unabgelöste Bindungen kommen eben auch in Ko-respondenzprozessen zum Tragen, und diese stehen oft im Feld von machtvollen Kontexteinflüssen. Von diesen dynamischen Einflussgrößen kann sich niemand freisprechen, und das macht die Diskurse so mühsam. Sie bedürfen deshalb immer wieder der kritischen Reflexion und des »Blickes von aussen« (Ricoeurs »Zeugenbewusstsein«). Ein solcher »Blick von aussen« könnten kollegiale Foren bereitstellen, die über die Qualität des Diskurses wachen. Dabei kann es keineswegs um »Harmonisierung« gehen. Sichtweisen müssen vielfältig bleiben, die Vernunft hat »vielfältige Stimmen«, Ko-respondenz erfolgt in Dialogen (H. Petzold), Multilogen (D. Duke) oder Polylogen (C. Taylor).

Das »Projekt der Moderne« (Habermas) ist in allen Bereichen, auch und gerade der Psychotherapie, durch Vielfältigkeit, Zwispältigkeit, Doppelsinnigkeit, Verwirrung gekennzeichnet, und Integrationsideologien, die alles unter eine Ganzheit oder eine Integrationskonzeption zwingen wollen, sind hier nicht klärend, weiterführend und deshalb nicht wünschenswert.

Die Psychotherapie, die Gestalttherapie und in Sonderheit die Psychoanalyse haben sich mit den Problemen dieser Vielfalt in einer akzelerierten Moderne noch nicht ausreichend auseinandergesetzt, obgleich dies die Probleme unserer Zeit, der Menschen unserer Zeit, unserer Patienten sind, die in sich zunehmend verändernden, akzeleriert verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen über die Flexibilität hinaus in eine Hyperflexibilität gezwungen werden, vor der Therapeuten mit herkömmlichen Szenarios und Strategienbildung zunächst nur ratlos stehen. Für Probleme, wie sie Richard Sennett (1998) in seinem Buch über den »flexiblen Menschen« aufweist, sind sie noch kaum ausgerüstet.

In der Integrativen Therapie versuchen wir, uns diesem Problem zu stellen (Metzmacher, Zaepfel 1995; Zaepfel, Metzmacher 1996; Petzold, Orth 1998a; Petzold 1998a). Eine solche Arbeit ist in sich schwierig, weil sie die Reflexion des eigenen Hintergrundes miteinbeziehen muss und man den eigenen »blinden Fleck« nicht hintersteigen kann. Er bedarf der Ko-respondenz mit anderen und - wird die Ebene einer »Triplexreflexion« (Petzold 1994a, 1998a) angestrebt - auch der interdisziplinären, ja transdisziplinären Diskurse (ibid.).

5.1 Aspekte zur Entwicklung des Integrationskonzeptes der »Integrativen Therapie«

im Modernisierungsprozess

Der Integrationsgedanke im Integrativen Ansatz wurde also von Buchholtz (1998) sehr verknüpft diskutiert, ohne seine theoretischen Referenzpunkte und seine kontextuellen Hintergründe auch nur zu erwähnen, geschweige denn zu berücksichtigen. Das Anliegen des Integrationsparadigmas wurzelt natürlich nicht allein in meiner persönlichen Geschichte, der Notwendigkeit, unterschiedliche Kultur- und Sprachwelten - die deutsche, die französische, die slawische - zu integrieren (Zundel 1987). Es gründet wesentlich auch in der kulturellen Schnittstelle, die das Paris der 60er Jahre darstellte. Das, was die 68er Generation an politischer und geistiger Auseinandersetzung mit überkommenen Traditionen und Ideen geleistet hat, musste zusammen-gesetzt werden, nicht zu einer »glatten« Ganzheit, sondern in der bricolage, einem Puzzlespiel, um diese Metapher von Claude Levi-Strauss (1972) aufzugreifen.

In diesen 60er Jahren konkretisierte sich der Konnektivierungsprozess der »deutsch-französischen Freundschaft«. Die Idee eines verbundenen Europas - ob als »Europa der Vaterländer« oder als ein »integriertes, vereintes Europa« war noch gar nicht abzusehen -, begann schemenhaft aufzutauchen. Männer wie Foucault oder Deleuze begannen, ein Bewusstsein für die pluriforme Qualität der heraufziehenden neuen Zeit zu schaffen, und zwar nicht in dem Sinne, dass die aufkommende, überbordende Vielheit aufgelöst und überwunden werden müsste, sie wurde vielmehr zu einem Ausgangspunkt der Analyse, einem Ausgangspunkt auch vielfältiger theoretischer Arbeit in den Bereichen der Kunst, der Philosophie, der Sozialwissenschaften und der Therapie.

Die »Integrative Therapie« entstand in diesem Milieu, und das hat sie geprägt, genauso wie der »deutsche Holismus«, Gestalt- und Ganzheitspsychologie und in ihren Ausläufern die Gestalttherapie von der geistesgeschichtlichen Revolution in der Romantik und den von ihr gespeisten Strömungen des Zeitgeistes von Wilhelm II bis Hitler beeinflusst wurde (Harrington 1996).

»Wer diese Revolution nicht begriffen hat, wird letztlich keine der modernen politischen Bewegungen verstehen können« (Berlin 1998, 330), und ich möchte hinzufügen - keine der therapeutischen Bewegungen.

Will man die Integrative Therapie verstehen, ihr konnektivierendes Integrationskonzept aufnehmen, das keine Ganzheiten oder Synthesen als Letztziel zu erreichen strebt - obwohl es immer wieder auch Synthesen ermöglicht und auf das Verbinden, auf Konnektivierung zentriert -, muss man bereit sein, Vielfalt auszuhalten, Unvollkommenes als Ergebnis zu nehmen, prinzipielle Unbeendbarkeit von Erkenntnisprozessen zu affirmieren. Man muss dazu die Anfänge des postmodernen und poststrukturalistischen Milieus in den Blick nehmen, in dem die IT entstand.

Bei aller Problematik des Konzeptes der »Postmoderne« (Welsch 1988) und seiner vielfältigen Interpretation kommt ihm doch zu, die Bedeutung und die Wertschätzung von Pluralität herausgestellt und nicht zuletzt die Absage an

»Metaerzählungen« (Lyotard) - philosophischer, religiöser, wissenschaftlicher, politischer und auch psychotherapie-theoretischer Art - formuliert zu haben, Metanarrative, die mit einem umfassenden Anspruch, das Leben und die Welt zu erklären, auftreten.

Erst die Zurückweisung dieser Ansprüche, die allerdings durch die Auflösung der falschen Sicherheiten eine Leere schafft, macht Entwicklungen möglich. Natürlich klammern Menschen sich an solche Sicherheiten, die Konjunktur der transpersonalen Strömungen (sie werden aus dem romantischen Diskurs gespeist)

macht dies deutlich - des »Helden Wanderschaft« (Paul Rebillot), die karmisch bestimmte Wanderung der (individuellen) Seele übt Faszination aus. Hier werden grosse persönliche Investitionen in das »Individuelle«, die »Individuation« gemacht, der Einsatz für das Gemeinwohl, für »Kollektive« (ich nenne nur die Menschen in der Bangladesch-Flutkatastrophe oder in der Sudan-Hungerkatastrophe oder auch die Armutspopulationen hierzulande) ist minim. Die Zuflucht in der Psychoszene zu Heil verheissenden Metaerzählungen bevorzugt solche, die keinen Einsatz fürs Gemeinwohl verlangen: Taoismus und ein auf Meditationstechniken und spirituelle Versatzstücke reduzierter Buddhismus sind »in«, hingegen finden sozial engagiertes Christentum oder gar Konfuzianismus kein Interesse in der Szene. Da erscheint es mir doch besser auf solche unengagierten Metaerzählungen zu verzichten. Die durch solchen Verzicht entstehende Leere allerdings »stellt kein Manko her, sie schreibt keine auszufüllende Lücke vor. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als die Entfaltung eines Raumes, in dem es schliesslich möglich ist zu denken« (Foucault 1971, 412).

Integrative Therapie mag als postmodernes Phänomen betrachtet werden, ein Randprodukt der poststrukturalistischen Diskussion, ihre Referenztheoretiker von Merleau-Ponty bis Deleuze legen dies nahe. Aber dies ist ja nicht die einzige Einflussgrösse. Der postmoderne Diskurs ist in sich äusserst vielfältig und keineswegs nur eine »französische« Sache. Die Weiterentwicklungen bei Habermas, die Strukturierungstheorie einer radikalen Moderne von Anthony Giddens (1990, 1991), die Überlegungen von Beck (1986, 1998) oder von Luhmann (1992) wurden in der Integrativen Therapie rezipiert (Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1995). Wir haben uns aber nicht nur mit diesen Gedankengängen auseinandergesetzt, wir haben zu ihnen beigetragen. Mein Text über das »Ko-respondenzmodell« (Petzold 1978c, rev. 1991e) hat sich mit der Konnektivierung des Habermasschen Diskursmodelles »herrschaftsfreier Rede« und des Foucaultschen Diskursmodelles anonymer, historischer Regelsysteme befasst. Der für die klinische Praxis so wesentliche Strukturbegriff der Integrativen Therapie (Petzold 1992a, 488) versucht, Struktur und Prozess zusammenzudenken und damit blossen Funktionalismus zu überwinden. Es werden dabei verschiedene theoretische Ansätze konnektiviert, wie die nachstehende Abbildung aus diesem Beitrag deutlich macht.

In einer solchen Verschränkung von Struktur und Prozess kann Vielfalt differenziert und integriert werden. Differenzierung schafft Komplexität, Integration reduziert sie und schafft Boden für Kreation, wobei dem Menschen durchaus strukturierende Möglichkeiten zukommen. Das Subjekt verschwindet also nicht (wie in der mittleren Periode von Foucault), sondern behält im Integrativen Ansatz - wie übrigens auch bei Giddens (1982, 34 f.) - eine zentrale Stelle. Es ist nicht völlig dem Spiel anonymer Gestaltbildungsprozesse unterworfen. Subjekte sind durchaus auch »makers of their own identity«, auch wenn sie gleichzeitig in ihrer Identität von der sozialen Wirklichkeit bestimmt werden.

Ganz ähnlich wie im Verhältnis von EINHEIT und Vielheit, von GESTALT und Rhizom, handelt es sich hier um rekursive oder - wenn man so will - dialektische Prozesse.

»So structured properties of social systems are both, medium and outcome of the practices that constitute this systems« (Giddens 1982, 36f.). Dieses Moment der »Strukturdualität« wurde im Integrativen Ansatz stets betont: Die Struktur hat zwei Enden oder zwei Zentren (dies gilt auch für die zentrale Struktur »Figur/Grund« oder »Ganzes/Teil«). Werden Strukturen in Kontext und Kontinuum gesehen, so wird die mehrperspektivische Verflochtenheit erst recht deutlich. In einer multidimensionalen

Moderne (Giddens 1990, 12) werden die Wirklichkeit und die Realität (Wallner 1990) - auch die psychotherapeutische Realität - nicht mit einem Explikationsfokus betrachtet werden können, so Giddens. (Karl Marx legte den Fokus auf das Kapital, Emile Dürkheim auf die Industrialisierung, Max Weber auf die Rationalisierung). Freud legte ihn auf die Triebstruktur, Perls auf die organismische Selbstregulation, Jung auf das kollektive Unbewusste - die grossen Psychotherapieschulen waren und sind gross in ihren Einseitigkeiten.

Deshalb gilt es, diese Einseitigkeiten zu konnektivieren oder - wie Grawe (1998) vorschlägt - die alten Schulen mit ihren Irrtümern hinter sich zu lassen und Psychotherapie gänzlich neu zu konzipieren, um keine alten Fehler aufzunehmen und mitzuschleppen. Ich folge ihm in dieser Position nicht, weil ich meine, man würde hier auch vieles verlieren, was - sorgfältige Prüfung vorausgesetzt - behaltenswert wäre. Deshalb differenziere, konnektiviere, integriere ich lieber und setze auf Kokreativität: Wir bringen neue Entwicklungen auf den Weg!

Psychotherapie und ihre Fragen müssen vor dem Hintergrund von Modernisierungsprozessen reflektiert werden. Modernisierungstheorien wie die von Giddens, von Habermas oder von Beck, um nur drei zu nennen, bieten hier nützliche Instrumente. Die Dynamisierung sozialer Räume geht an der Psychotherapie nicht spurlos vorbei, wie die derzeitigen Diskussionen um Geld, Kostenexplosion, Qualitätssicherung, Wirtschaftlichkeit, Zeit, Kurzzeittherapien, Anerkennung von Verfahren oder Nichtanerkennung etc. zeigen.

6. Psychotherapie im Kontext der Moderne

Die Karten werden wieder neu gemischt, und Giddens zeigt drei Quellen gesellschaftlicher Dynamik, die beständig neue Integrationsleistungen von Menschen verlangen - auch in der Psychotherapie, von Patienten wie von Therapeuten:

+ 1) ein veränderter Umgang mit Zeit und Raum bringt neue Formen sozialen Lebens hervor (vgl. die Analysen von Sennett 1996);

+ 2) es wird Veränderung durch die Bewegung von sozialen Systemen aus ihren angestammten Kontexten bewirkt (Psychotherapieschulen werden verdrängt oder in die Position von Richtlinienverfahren bzw. nicht-erkannten Verfahren plaziert);

+ 3) es wird Veränderung und Dynamik durch den reflexiven Umgang mit sozialen Beziehungen unter dem Einfluss beständiger Wissensvermehrung bewirkt.

Wenn auch Giddens Theorie, insbesondere die von ihm prognostizierten, eher positiven Perspektiven einer »radikalen Moderne« gerade durch die Ereignisse des jüngsten Zeitgeschehens gedämpft werden (seine Voraussagungen von Demilitarisierung, Normalisierung von Technologie etc.), so ist die von ihm betonte Tendenz zur Globalisierung, nicht zuletzt der sozialen Beziehungen, ja der Biographien (Beck 1997), eine weitere Zukunftsorientiertheit (Giddens 1990, 164) und sicherlich ein starker Einfluss, der auch vor der Psychotherapie nicht haltmacht. Der von vielen praktizierenden Psychotherapeuten geradezu als »Einbruch« empfundene »American trend of psychotherapy«, der unsere verträumte Landschaft psychotherapeutischer Gärten - oft genug sind es Kleingärten - aufrüttelt durch die Evaluations- und Effizienzforschung, Wirtschaftlichkeitsnachweise, Fragen nach theoretischer Begründbarkeit, Forderungen nach Anschluss an allgemeinpsychologische und neurowissenschaftliche Grundlagenforschung etc. ist als ein Heranbranden solcher »radikaler Modernität« zu sehen.

Hier werden Entwicklungen angestossen.

Sie sind schon im Gange, sie lösen Angst aus, sie verlangen die Infragestellung von

Überkommenem, sie ermöglichen die Wertschätzung von Traditionen, sie eröffnen Chancen des Neuen, sie erschüttern Ideologien, sie strukturieren gesellschaftliche Versorgungssysteme um. Sie stellen auch Psychotherapie insgesamt in Frage. Die »Basler Psychotherapietage« 1997 ziehen mit dem Thema »Sinn und Unsinn der Psychotherapie« 1000 Teilnehmer an. Karl Geck und Caecilia Weber-Ebeling prognostizierten in ihrem Kongressreferat eine Entwicklung von »Netzwerken mit Selbsthilfecharakter, die Therapie-Profis ersetzen«. Untersuchungen weisen nach, dass Psychotherapie keineswegs nur heilsam ist, sondern durchaus erhebliche Risiken birgt. Das verlangt nach Schadensforschung (Märtens, Petzold, in Vorber.). Die Öffentlichkeit und gesetzliche und behördliche Regelungen verlangen nach Transparenz psychotherapeutischen Handelns und schränken die Möglichkeiten dieses Handelns ein, eröffnen ihm zugleich neue Möglichkeiten.

Derartige Modernisierungsprozesse sind, wie Giddens mit Blick auf die gesamtgesellschaftliche Situation betont, mit grossen Risiken verbunden. Ein gleiches gilt natürlich auch für den kleinen Bereich der Psychotherapie. Rückzug, Konservatismus, der Versuch, Oasen zu bilden, ist sicher nicht die richtige Antwort auf die Herausforderungen einer radikalen Moderne. Die »Risikogesellschaft«, die Beck (1986) auch für die gesellschaftliche Mikroebene gegeben sieht - es geht ja auch um das Risiko unserer Patienten und Klienten -, bleibt eine Herausforderung, nicht zuletzt aufgrund ihrer Vielschichtigkeiten und Vielfalt. Das Bemühen um Differenzierung, Konnektivierung, Integration, Kreation ist darauf gerichtet, »soziales Sinnverstehen« (Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1995) in komplexen Lebenswelten zu ermöglichen und eine »Kultur des Navigierens« zu entwickeln, auch für uns als Therapeuten, mit unseren Patienten, für uns als professional community.

Geht Giddens das Problem der Pluralität in der Moderne mit den Instrumenten der Systematik und der Rationalität an, so haben einige Theoretiker der Postmoderne - Grundmotive von Nietzsche und Heidegger aufnehmend und Elemente des bei diesen Autoren vorfindlichen »romantischen Diskurses« transformierend - andere Akzente gesetzt. Mit Nietzsche wird die Dominanz apollinischer Rationalität attackiert, mit Heidegger wird das Problem der *K o n t i n g e n z* zentral gestellt, und Deleuze, Guattari, Foucault wenden sich gegen letztgültige Fundamente menschlicher Erkenntnis, legen zugleich aber Grundlagen einer neuen Ethik: die einer »Sorge um sich« und eines Engagements gegen Repression (vgl. z.B. Foucault 1982, 1986; Dreyfus, Rabinow 1982; Dauk 1989).

Die Pluralität der Erkenntnisfelder und Wissensbereiche begründet eine Pluralität von Erkenntnisweisen und stellt die Subjekte selbst in das Spiel von Erkenntnisdiskursen, deren Hintergründe oft unzugänglich bleiben und in denen »Dispositive der Macht« (Foucault 1978) wirksam sind, Diskurse, in denen das Subjekt zu verschwinden droht. Der Mensch ist eingewoben in gesellschaftliche Strukturen und ihre Texturen, bestimmt von symbolischen, sprachlichen Formen, wie besonders Lacan und noch grundsätzlicher Baudrillard und Derrida herausgearbeitet haben. Derridas Konzeption der Schrift als einem Netzwerk von Spuren und Markierungen, die beständig Verweisungen auf Abwesendes bieten, skizziert insgesamt ein Bild ungeheurer Vielfalt, wie es mit ähnlicher Radikalität nur Deleuze umrissen hatte.

Um in dieser Vielfalt Wege zu finden, in dieser Undurchschaubarkeit Ordnungen aufzuspüren, »Ordnungen im Zwielficht« (Waldenfels 1987), bedarf es neuer Instrumente. Foucaults Diskursanalyse, sein Konzept der Archäologie von Wissensbeständen, Derridas Ansatz der Dekonstruktion sind hier zu nennen, aber auch Julia Kristevas Konzept der Sematanalyse muss hier genannt werden, mit der

sie das Nichtanalysierbare analysieren will, das, was nicht ausgedrückt werden kann, das Heterogene, das radikal Andere im Individuum und der Gesellschaft. Kristeva will verdeutlichen, dass das Subjekt »als Ganzes« nicht zu analysieren ist, weil es einem beständigen Prozess steht, als ein »Werk-in-Ausführung« verstanden werden muss.

Für die Integrative Therapie haben derartige Überlegungen dazu geführt, auch »von der philosophischen Seite her« fundieren zu können, was von der longitudinalen Entwicklungspsychologie (Rutter, Rutter 1992), ihrem life-span developmental approach (Petzold 1992a, 727) ohnehin klar war: Lebensformen, Schicksale, Entwicklungen sind so vielfältig, dass sie eben nicht zu typisieren sind, wie es z.B. die psychoanalytische Krankheitslehre (extrem in Riemanns »Grundformen der Angst« oder in der Reich/Lowenschen Charaktertypologie) zu ihrem Grundprogramm gemacht hat.

Wenn Menschen in der Therapie den Prozesscharakter ihres Lebens und ihrer Subjektwerdung in der Ko-respondenz mit Anderen erkennen und damit ihre eigene Vielfalt, wenn sie die Mannigfaltigkeit des Lebens als Chance für kreative Selbstverwirklichung in Kontexten, in der Interaktion mit Anderen, im schöpferischen Sprechen und schöpferischen Tun begreifen können, dann können sie sich in der Therapie und in ihrer Lebensgestaltung selbst »zum Projekt« machen, bewusst am Projekt ihrer »persönlichen Souveränität« (Petzold, Orth 1998a) arbeiten, einer Souveränität aber, die nicht romantisierende Autarkie bedeutet, individualisierende Selbstverwirklichung im Sinne von Perls oder der »Gestaltists«, sondern eine »Souveränität« ausgehandelter Freiräume, für deren Ermöglichung als Prinzip man kämpft, eine agonistische Liberalität (Berlin 1998), die sich verantwortet und die Verantwortung für die Gewährleistung des Freiraums der Anderen übernimmt, die nicht nur »Sorge um sich« (souis de soi) trägt (Foucault 1986), sondern auch »Sorge um den Anderen« (Lévinas 1983) im »Engagement für die Integrität von Menschen, Gruppen und Lebensräumen« (Petzold 1978c).

»Persönliche Souveränität« zu entwickeln bedeutet, Vielfalt für sich und Andere zu erschliessen und sie zugleich im ko-respondierenden Aushandeln und auf den Boden von Gemeinsinn und Gemeinwohl begrenzen zu können und zu wollen. Dies verlangt erhebliche persönliche und gemeinschaftliche Kreativität. Psychotherapie hat deshalb in komplexen Lebenswelten und für sie Kokreativität und Konfluxfähigkeiten (Petzold, Orth 1996b), das Gestalten des Miteinanders zu entwickeln - gegen die Tendenzen privatistischen Desinteresses, die nach unserer »anthropologischen Krankheitslehre« (Petzold, Schuch 1992) in die Entfremdung, Verdinglichung und Unterdrückung führen (Petzold 1987d), statt im Sinne der anthropologischen Position »ganzheitlicher Gesundheit«, wie wir sie im »erweiterten Gesundheitsbegriff« des Integrativen Ansatzes vertreten (Petzold 1990i) Zugehörigkeit, Lebendigkeit, Souveränität und Engagement aufzubauen und zu fördern.

Der leider allzu oft anzutreffenden und vor allen Dingen faktisch vollzogenen Devise: »Dein Leid interessiert mich nicht und deine Armut kotzt mich an!« darf man keinen Raum geben. Die »Anthropologie des schöpferischen Menschen« (Orth, Petzold 1993) verlangt, dass man auch für das »gute Leben« (Steinfath 1998) des Anderen bzw. der Anderen (Lévinas) Sorge trägt und mit dieser Zielsetzung innovativ und kokreativ tätig wird.

Vor diesem Hintergrund habe ich das Konzept der »kreativen Medien« in der Integrativen Therapie entwickelt und in die Arbeit mit Menschen eingeführt (Petzold 1965, 1977c): aus Engagement für ihr Leiden und als kokreativer Weg, der aus

Leiden, Belastungen, Abhängigkeit (idem 1971c) herausführen kann. Es geht also nicht um Multimediazauber, nicht um geschmäckerischen Kreativaktionismus. Die Arbeit mit »kreativen Medien« und »künstlerischen Methoden« in der Integrativen Therapie, Gesundheits- und Kreativitätsförderung, mit Farben, Formen, Bewegung, Klängen, insbesondere unserer Arbeit mit Texten soll ermöglichen, dass Menschen sich ausdrücken und ihre Anliegen »zur Sprache« bringen können (es sei daran erinnert, dass wir [vgl. Petzold, Orth 1985, 1998a] Poesie- und Bibliothherapie in den deutschsprachigen Bereich eingeführt und einen entsprechenden Ausbildungszweig an FPI/EAG eingerichtet haben).

Die Vielzahl kreativer Ausdrucksmöglichkeiten in ihrer Verbindung, intermediale Quergänge (Orth, Petzold 1990c), die sich in jeder integrativ ausgerichteten Ausbildungsgruppe und Therapie finden sollten, sind darauf gerichtet, dass Menschen, in einer oft bedrängenden Weltvielfalt, trotz aller Flexibilisierungszwänge der Moderne (Sennett 1998), ihren eigenen »Phänotext« formieren können, in ihrer Sprache, ihren Vorstellungen, ihren kreativen Gestaltungen.

Was Kristeva (1978) in ihrem Werk »Die Revolution der poetischen Sprache« angestossen hat mit ihren Überlegungen zum Genotext, zum Prozesscharakter der Sprache und des Sprache hervorbringenden Subjektes, seiner persönlichen Artikulation in Phänotexten, führt in eine Pluralität des Redens und des Schreibens (Derrida), die sich als Netz beständiger Ko-respondenzen erweist und menschliches Miteinander als eine beständige Interpretationsarbeit bestätigt. Sie macht im Sprechen und Tun Näherungen möglich und muss dabei dem vereinnahmenden Anspruch entsagen, den Anderen im letzten verstehen zu können. Wo dies nicht geschieht, wird Verstehen bemächtigend und gewaltsam, entstehen Synchronisierungszwänge, Dogmatiken wie in den psychotherapeutischen Schulen (ein Grund, warum ich - anders als Schulthess [1997] oder Buchholtz [1998] - kein Vertreter des Schulenkonzeptes bin, auch für die »Integrative Therapie« nicht, die ich als eine Orientierung im »neuen Integrationsparadigma« der klinischen Psychologie und psychologischen Psychotherapie betrachte). Es bilden sich zu leicht Scholastiken, die dann auch Ausgrenzungen im Gefolge haben. Menschen wurden zu Dissidenten gemacht und nicht nur ausgeschlossen, sondern auch in den Schulen und durch diese Schulen in übler Weise verfolgt, wie das Schicksal von Otto Rank, Sandor Ferenczi und vor allen Dingen von Wilhelm Reich in der psychoanalytischen Schule gezeigt hat (vgl. das von mir zu diesem Thema herausgegebene Schwerpunktheft »Integrative Therapie« 2, 1998). Abweichende Meinung, internale Kritik, eigenständiges Denken stempeln dann die Dissidenten zu »Nestbeschmutzern«. Neue Ideen werden dann als »schleichende Unterwanderung« (Buchholtz und Schulthess, Gestalt 32, S. 44) attribuiert, innovative Entwicklungen in einem Paradigma werden in polemischen Diskreditierungen mit abwertenden Metaphern, z.B. der des »Kuckucks« (ibid.), stigmatisiert.

Es werden so Dualitäten gesetzt, Polaritäten, ja Antagonisierungen, und damit entsteht ein machtvoller Diskurs der Dichotomisierungen, welcher oft genug in Ausschliessung führt. Dies hat Luce Irigaray am Beispiel männlicher und weiblicher Sprache (*écriture féminine*) aufgezeigt, eine Erkenntnis, die man als »Prinzip struktureller Ausschliessung« generalisieren muss. Überall, wo Dichotomien oder Polarisierungen festgeschrieben werden - und das geschieht durch Beiträge, wie die von Buchholtz (1998) und Schulthess (1997) - oder seinerzeit durch meine zu harsche und undialogische Kritik am Buch von Staemmler und Bock (Petzold 1987h), die in der Sache m.E. durchaus berechtigt, aber in der Form verfehlt war -

kommt es zu wechselseitigen Stigmatisierungen, besteht die Gefahr der Spaltung, der Ausgrenzung, wo Konnektivierungen oder gute Trennungen neue Möglichkeiten schaffen könnten.

Bei Polarisierungen ist immer wieder auf die Unterströmungen zu achten, auf kollektive Machtdiskurse von Gruppen (z.B. innerhalb von psychotherapeutischen Feldern oder Schulen) oder auf persönliche Machtdikurse. Ohne eine Aufmerksamkeit für solche Unterströmungen können gewaltsame Genotexte in generellen, feldspezifischen und institutionellen Kulturen dem Blick und der Kontrolle entgehen, wie Kristeva in ihrer Ausstellung »Visions Capitales« (in der Zusammenstellung von Bildern Enthaupteter - von Rümpfen ohne Kopf, Kopf ohne Rumpf - von Menschen, die sprachlos gemacht wurden) plastisch aufgezeigt hat. Das, was in dieser Ausstellung brachial über die Vernichtung von Vielheit aufgezeigt wird (z. B. die Exekutionsopfer der französischen Revolution), geschieht auf subtile Weise dort, wo eine Pluralität der Meinungsäußerungen verhindert wird - respektvoller Meinungsäußerungen versteht sich. Denn Diskurs - und das betonen wir in der Integrativen Therapie mit so verschiedenen Referenztheoretikern wie Marcel, Lévinas, Berlin, Habermas u.a. - ist auch eine Sache der Moral, die sich an der Gewährleistung der Integrität des anderen, sei es in der intersubjektiven Kommunikation in Alltagszusammenhängen, sei es in der professionellen Kommunikation »fundierter Kollegialität« (Petzold, Orth 1998) zu messen hat. Es ist nicht immer einfach, diesem Standard fundierter Kollegialität zu genügen. Man kann an ihm scheitern und muss dann wieder neu beginnen.

Therapeutisches Tun ist wertegeleitetes Tun. Darüber besteht Einigkeit. Die Vielfalt der Werte und ihre Gewichtung in einem »Wertegefüge« allerdings wird oft Gegenstand vielfältigen Dissenses, weil Werte sich in pluralen Kontexten unterschiedlich darstellen. Die feministische Literatur - selbst in sehr heterogene Positionen ausgefächert, ich nenne nur die Namen Luce Irigaray, Sarah Kofman, Donna Haraway, Chodorow, Nagl-Docekal - macht dies deutlich.

Konsensusorientierte Modelle (Habermas 1981) oder dissensusorientierte (Lyotard 1987, 160) stehen stets in der Gefahr von Polarisierungen, und das muss beachtet werden.

7. Ko-respondenz - zum Standpunkt der Integrativen Therapie

Die Integrative Therapie versucht zu konnektivieren, indem sie einerseits ein konsensorientiertes Modell entwickelt hat, in diesem aber vorsieht, dass es »Konsens über Dissens« - und zwar einen respektvollen - als Möglichkeit geben sollte (Petzold 1978c, 1991e). Ein solches Modell schliesst aber den Streit keineswegs aus, wo genau diese Position der respektvollen Unterschiedlichkeit verletzt wird. Beschämung muss als Beschämung, Ätzendes als Ätze benannt werden, um in Metareflexionen eventuell Ausgleichmöglichkeiten zu schaffen oder an Grenzen zu kommen, die Trennungen notwendig machen, wenn keine Verständigungsmöglichkeiten mehr gefunden werden können. Die Geschichte der Psychotherapie ist voll von Trennungen, Abspaltungen, Ausgrenzungen, Ausschliessungen.

Man sollte aber die Sache mit den Trennungen nicht leichtfertig ins Spiel bringen. Die radikale Kontextualisierung der Lebenswelt, ihre zunehmende Aufgliederung in plurale »social worlds«, Weltansichten, wird an uns hohe Anforderungen für die Entwicklung einer ko-respondierenden Kultur stellen, die die Mühen der

Konsensfindung ernst nimmt, eine Kultur allerdings, die nicht in naiver Weise auf das »Dialogische« setzt, wie dies in der Psychotherapie allzu oft und häufig sogar leichtfertig geschieht (etwa im unreflektierten Rekurs auf Bubers Dialogik, in der die Gefahr droht, dass das »dyo«, dass der »Andere« harmonistisch vereinnahmt wird, statt im eigentlichen Sinne des griechischen Wortes in einem dia-logos, einer durch (dia) die kritische Vernunft (logos) hindurchgehenden Auseinandersetzung zu einem Zusammengehen zu kommen.

Damit würde die »andere Seite des Anderen« und das »Andere« im Sinne von Lévinas (vgl. Petzold 1996j) ernst genommen. Es sei nochmals unterstrichen: man muss sich auseinander-setzen, damit man sich auch wieder zusammen-setzen kann. Eine solche Haltung ist gerade für das extrem kontextualisierte und häufig äusserst konkurrente Feld der Psychotherapie wesentlich zur Überwindung dysfunktionalen Konkurrenzgerangels. Die Schweizer »Psychotherapie Charta« ist hierfür ein gutes Beispiel, denn hier setzen sich unterschiedliche psychotherapeutische »communities« zusammen, nachdem sie sich über ihre Ziele auseinandergesetzt hatten. Sie haben dies als unterschiedliche »therapeutische Disziplinen« getan, deren Vertreter aus ihren monodisziplinären Arealen herausgegangen sind und Organisationsstrukturen für ein multidisziplinäres und interdisziplinäres Miteinander erarbeitet haben, Strukturen, die das Gespräch miteinander möglich gemacht haben und das Verfolgen gemeinsamer Ziele mit der Chance zu transdisziplinären Entwicklungen (vgl. Petzold 1998a).

Das ist ein Boden, auf dem menschlicher und wissenschaftlicher Fortschritt stattfinden kann, weil in der Multidisziplinarität anerkannt wird, dass es unterschiedliche Diskurse, unterschiedliche Wege der Heilung, Förderung und der Explikation von Gesundheit, Krankheit und Lebensvollzügen geben kann. Die Territorien psychotherapeutischer Felder wurden damit in der Charta an ihren Grenzen als »Angrenzungen« attribuiert und nicht, wie bislang, als »Abgrenzungen« oder gar »Ausgrenzungen«. Es wurde damit auch ein übergreifendes Feld geschaffen und anerkannt, und das ist gut so, denn »Einigkeit macht stark«. Schliesslich war eines der Leitziele die berufspolitische Vertretung und die Sicherung der Tätigkeit von Psychotherapeuten als einem eigenen Berufsstand, in dem man sich gemeinsam oder gar wechselseitig vertritt.

Innerhalb des Schweizer Gestaltvereins hat offenbar auch ein Prozess der Auseinandersetzung stattgefunden - der zwischen Gestalttherapeuten und Integrativen Therapeuten -, und es wurde deshalb auch ein Zusammensetzen möglich, indem der Realität von zwei Orientierungen, die sich unter einem Dach entwickelt haben, Rechnung getragen wurde. Buchholtz setzt in seinem Text leider immer noch mehr auf Abgrenzung oder gar Ausgrenzung in Verkennung des Faktums, dass die Integrative Therapie nicht durch den Schweizer Gestaltverein vertreten werden musste, sondern dass sie von Anfang an im Schweizer Gestaltverein präsent war und - unsere zahlreichen wissenschaftlichen Beiträge auch nach aussen (vgl. Gestalt 32, z.B. die Arbeiten von Märtens, Petzold) zeigen dies - auch die Sache des Vereins immer vertreten hat.

8. Multitheoretische Diskurse, Polyloge, Inter- und Transdisziplinarität

Im Gestaltverein wie in der Charta muss der Schritt von der Multidisziplinarität zur Interdisziplinarität noch vollzogen werden, indem man nämlich über die Wissensbestände der einzelnen Ansätze aus ihren jeweils spezifischen Perspektiven

in Polylogen miteinander zu diskutieren beginnt: über Ziele der Therapie, über Methoden, über Wirkweisen. Eine solche Interdisziplinarität ist noch nicht sehr gut entwickelt. Sie braucht »Integratoren«, Strukturierungselemente. In der Charta hat man solche Strukturierungen durch die Erarbeitung gemeinsamer Standards geschaffen. Für die Theorie hat man sich dabei - und darüber habe ich mich natürlich gefreut - an der Lineatur des von mir ausgearbeiteten »Tree of Science« orientiert (vgl. Petzold 1991k).

Auf der Grundlage einer solchen Metastruktur, die als eine »transdisziplinäre« Ordnung gelten kann, muss es dann auch zu inhaltlichen Auseinandersetzungen kommen. Das ist das Wesen von Interdisziplinarität, in der sich eine »Verbundenheit in der Unterschiedenheit« artikulieren kann und Diskurse nicht nur zur blossen Polemik geraten oder gar verkommen. Die Gefahr dazu liegt nahe. Der Schlagabtausch Schulthess ÷ Petzold ÷ Schulthess (vgl. die entsprechenden Beiträge in Gestalt - ich habe auf eine letzte Replik verzichtet) ist hierfür ein Negativbeispiel gewesen (das geschmacklose Titelbild von Gestalt 30 mit den Kampfhähnen hat dies noch unterstrichen). Die in vorliegendem Beitrag stattfindende Auseinandersetzung mit dem Text von Fritz Buchholtz bzw. mit den in ihm vertretenen Positionen bewegt sich von meiner Seite aus in die Richtung eines interdisziplinären Diskurses, in dem ich - die entwertenden Momente der Polemik durchaus aufzeigend - doch bei den inhaltlichen Positionen bleibe will und sie in einem übergeordneten Kontext - dem der Psychotherapie in ihrer aktuellen, zeitgeschichtlichen Situation - zu reflektieren suche.

Dabei sehe ich (bei vielem Verbindenden, einigen wichtigen Gemeinsamkeiten) Gestalttherapie und Integrative Therapie auch als sehr unterschiedliche und durchaus in wichtigen Grundpositionen recht verschiedene Ansätze. Das bietet immer die Chance von Ko-respondenz und darin von Entwicklung. Ich gehe auch davon aus, dass diese Unterschiedlichkeit bestehen darf, weil die Zeit hegemonialer Wahrheitsdiskurse vorbei ist oder vorbei sein sollte - es gibt die integrativtherapeutische Wahrheit nicht - und weil Verbindungen nicht durch hegemoniale Integrationen (im Sinne von Assimilationen) erfolgen sollten. Transdisziplinäre Erkenntnisse können etwas Verbindendes stiften, etwas, was über die einzelnen Richtungen hinausgehend, von allen als nützlich anerkannt wird, u.a. weil es auf den Boden von Interdisziplinarität gewachsen ist. Es lässt sich folgende Entwicklungsdynamik aufzeigen:

Diese Entwicklungsdynamik habe ich vor dem Hintergrund wissenschaftstheoretischer Debatten im Diskurs mit anderen »Theoretikern der Pluralität« wie Nicolescu (1996), Morin (1997) u.a. für die Bereiche Psychotherapie und Supervision erarbeitet (Petzold 1997t, 1998a; Petzold, Rodriguez-Petzold, Sieper 1996a). Dieses Modell und dieser Denkansatz muss auch als ein Grundanliegen der Integrativen Therapie als solcher gesehen werden. Differenzierung, Integration durch Konnektivierung und Kreation als transdisziplinäre Emergenz hat aber als Voraussetzung, dass der Wahrheitsanspruch im Sinne einer allgemeinen Letztgültigkeit von Metaerzählungen aufgegeben wird, dass absolute Wahrheit als Konzept in seiner Ambiguität gesehen wird, nämlich als Rechtfertigungsprozedur, wie dies Rorty mit seiner »ethnozentrischen« Betrachtungsweise aufgezeigt hat.

In der Ko-respondenz zwischen Kontexten, zwischen Ethnien, Gruppen kann es zu Übereinstimmung darüber kommen, was man in der Wirklichkeit für »wahr« hält. Es muss also eine Kultur des Ko-respondierens entstehen, gepflegt und bei einem Scheitern immer wieder aufgenommen werden, wie dies Habermas mit seinem

Diskurspostulat angeregt hat und wie es Rorty in seiner Vorstellung einer »conversation of mankind« mit offenem Ende vertritt.

Auf einem solchen Grund kann ein pluralistisches, interdisziplinäres, interkulturelles Zusammenleben möglich werden, wie es in einer vielfältigen Moderne notwendig ist - und das Feld der Psychotherapie ist in seiner Vielfalt Ausdruck dieser Moderne. In solchem Miteinander kann zwischen den verschiedenen »Ethnien, communities, Gruppen« Solidarität entstehen, wenn es nämlich gelingt, »to see other human beings as ‚one of us‘ rather than as ‚them‘« (Rorty 1989, XIV).

Man kann sagen, es geht darum, einen anderen Psychotherapeuten, Vertreter einer anderen Orientierung, als dem Felde der Psychotherapie zugehörig zu betrachten und nicht als jemanden, der als Anderer ausgegrenzt werden muss, wie dies durch die Politik der sogenannten »Richtlinienverfahren« in Deutschland im Kontext des deutschen Psychotherapiegesetzes, aber auch in Holland im Kontext des niederländischen Psychotherapiegesetzes geschehen ist (hier wurden Psychoanalyse, Verhaltenstherapie und Rogerianer anerkannt und alle anderen Verfahren gleichfalls ausgegrenzt) oder wie es auch subtil im Beitrag von Buchholtz aus der Position des von ihm vertretenen Gestaltansatzes zum Ausdruck kommt. Das Paradigma der Ausgrenzung ist in der Psychotherapie allenthalben noch mächtig, und es wird viel Arbeit kosten, um es zu überwinden. Die »Schweizer Charta« ist hier ein sehr guter Ansatz, ob sie dauerhaft Erfolg haben wird, ist noch offen, denn die Verhaltenstherapie, Teile der Psychoanalyse und Teile der Gesprächstherapie konnten noch nicht in den diskursiven Raum eintreten, den die Charta intendiert hat.

Man muss Rorty nicht folgen in seiner Aussage, dass Theorie keine fundierende Funktion habe, sondern nur eine orientierende, aber sein Gedanke, dass theoretische Positionen »Reden« sind - Diskurse würde man im französischen Raum sagen, Sprachspiele im angelsächsischen - diese Auffassung von Rorty und anderen sollte doch immer bei polemischen Auseinandersetzungen präsent sein, denn sie nimmt ihnen die oft naive, zuweilen dumme Qualität zelotischer Rechthaberei (z.B. der Gestaltbegriff ist dem Integrationsbegriff überlegen usw.), kann unnötige Schärfen, entwertende Metaphorik (z.B. die Kuckucks-Metapher, Buchholtz 1998) aus der Ko-respondenz nehmen und im Bewusstsein halten, dass psychotherapeutische Theorien »Metaphern über die Wirklichkeit« bilden. Hinter ihnen können manchmal geniale oder verschrobene oder einfach von der »community of psychotherapists« ausgegrenzte oder sich monoman isolierende Einzelgänger stehen, deren Positionen Äusserungen ohne relevante Wirkungsgeschichte sind, verlorene Produkte autarkistischer Individualisierung in einem Kontext überbordender, solchen Einzelstimmen raumgebender Pluralisierung (das monumentale Werk von Dieter Wyss über die tiefenpsychologischen Schulen bietet hier viele Beispiele, aber auch eine Durchsicht psychotherapeutischer Fachzeitschriften, ganz gleich welcher Schule).

Hinter bedeutsamen, wirkmächtigen »Metaphern über Wirklichkeit« in Diskursen und Narrationen innerhalb des Feldes der Psychotherapie stehen Konsensgemeinschaften, die dieser Erzählung lauschen, ihr zustimmen, sie weiter vorantragen, die in Diskurse über ihre Erzählungen einzutreten vermögen, so dass immer wieder die kulturwissenschaftlichen Disputationen (und die möchte ich im Unterschied zu Rorty erhalten) zu einer »poeticized culture« (Rorty 1989, XVI, 53) überschritten werden, und gerade darin liegt auch die Chance des Neuen, wie Rorty in bezug auf Freud, den er als »Dichter« (nicht als Wissenschaftler) sieht, also als einen Menschen, der neue Dinge hervorbringt, deutlich gemacht hat.

Mit solchen Positionen ist kein Plädoyer für Beliebigkeit bzw. »beliebiges Hantieren«, das Buchholtz (1998) mir unterstellt, verbunden. Es erfolgt vielmehr eine Verpflichtung auf Diskurse (Habermas), und diese müssen in viele Richtungen geführt werden. Es muss ein »Ko-respondieren nach vielen Seiten« stattfinden - der kanadische Philosoph Charles Taylor spricht von »polylog«. Das Ko-respondieren, Diskursivität bewegt sich dabei in einem Raum, der gesichert werden muss, gesichert durch eine »ausgehandelte Ethik«, eine Ethik der Verantwortung für den Diskurs.

Habermas (1971, 1981), Rorty (1981), Jonas (1984), White (1992) seien als Protagonisten genannt, die in neuerer Zeit zentrale Beiträge zu einer Ethik diskursiver Verantwortung geleistet haben, aus der immer auch eine »responsibility to act« (White 1992) erwächst - ich habe in meinem Modell, das in den Anfängen dieser Diskussion erarbeitet wurde, von der »Praxis engagierter Verantwortung« (Petzold 1978c) gesprochen. Modelle, die ein solches Tun praktisch umsetzen, wurden allerdings kaum entwickelt. Ruth Cohns (1975) »themenzentrierte Interaktion« und mein »Ko-resonanzmodell« können als solche Umsetzungen genannt werden, wobei im Ansatz der Ko-respondenz (Petzold 1978c) schon all diese Positionen vertreten und differenziert theoretisch ausgearbeitet wurden. Er wird deshalb von mir nach wie vor als das Kernstück der Integrativen Therapie angesehen (vgl. die überarbeitete Fassung 1991e).

Dieses Modell ist immer noch höchst aktuell und war vielen Entwicklungen, die sich derzeit artikulieren und die hier kurz umrissen wurden, weit voraus. Buchholtz übergeht dies und auch, dass sich im Feld der Gestalttherapie nichts an fundierten kulturkritischen Diskursen zu den Fragen der Moderne und der Psychotherapie in der Moderne findet (allenfalls bei H.P. Dreitzel 1992), und er übersieht, dass die Integrative Therapie hier eine sehr grundsätzliche, schulenübergreifende Arbeit leistet. Ko-respondenz ist auch ein Modell, das sich für die Entwicklungen im Rahmen der Globalisierung, der Matrixräume (z.B. das Internet), der Hyperflexibilität (Sennett), der Hyperrealitäten (Baudrillard) und der extremen Kontextualisierungen bewähren kann und wird, weil es keine hegemoniale Ganzheits- und Integrationsphilosophie vertritt, wie das romantisierende Gestaltkonzept, sondern ein Konzept konnektiver Integration und eine Affirmation von eingrenzenden und nicht ausgrenzenden Differenzen.

Damit werden Entwicklungen möglich, die zu »Transqualitäten« führen können, dem Emergieren von transdisziplinären Verbindungen - »jointures« oder »charnières«, wie es Merleau-Ponty visionär in seinem Spätwerk genannt hat. Verbindung von Vielheiten zu einem »nicht-nivellierenden Einen« (Heraklit) führt zu »Texturen« (Merleau-Ponty), in denen die Fäden noch im Gewebe sichtbar bleiben, zu Netzwerken von Verschiedenheiten, deren Verbindendes das Netz selber ist, ein Netz, wie es Spinnen² erschaffen. Vielfältig verwoben in kaum überschaubaren Verknüpfungen, kleiden diese Gespinste Winkel aus oder liegen diese Netze auf dem Gras, nicht gegliedert in klar konturierte Gestalten³, rhizomatisch ausgespreitet, von tausenden Tautropfen übersät. Und darüber liegt eine Atmosphäre (gleichfalls ein nicht-gestalthafter Begriff) der Frische, des Morgens, der Entwicklungen verheisst.

9. Perspektiven und Entwicklungen für die Psychotherapie und die Integrative Therapie

Was ergibt sich nun vor dem Hintergrund dieser weitausgreifenden Reflexion zur Situation von Psychotherapie in der Moderne, die von einem begrenzten Phänomen

im Feld der Psychotherapie ausgegangen ist - der Situation eines Schweizer Vereins, in dem sich Gestalttherapeuten und Integrative Therapeuten befinden, die wiederum nur ein Segment in verschiedenen komplexen Kontexten darstellen: im Kontext der Schweizer Psychotherapiecharta, im Kontext des weiteren psychotherapeutischen Feldes in der Schweiz (FSP, FMH- und Allgemeinärzte, die psychotherapeutisch tätig sind): Dass es auch eine »Europäische Vereinigung für Gestalttherapie« gibt, eine »Europäische Vereinigung für Integrative Psychotherapie«, ein »World Council«, einen »Weltkongress«, das zeigt u.a. der Nachrichtenteil des Heftes »Gestalt 32« (S. 64 et passim).

Man muss sich überdies deutlich machen, dass es noch andere Kontexte gibt: das internationale Feld der Gestalttherapie und die verschiedenen nationalen Felder, die äusserst heterogen sind und selbst in permanenter Entwicklung stehen. Die Beiträge von vier Autoren in »Gestalt 32« Staemmler (Regressive Prozesse, S. 3 ff.), Petzold (Patienten als Partner, S. 15 ff.), Buchholtz (Gestalt und Integration, S. 44 ff.) und Märtens, Petzold zu Fragen der Forschung machen dies nur allzu plastisch. Ein Gestaltkonzept, wie es Fritz Buchholtz vertritt, findet sich in der amerikanischen gestalttherapeutischen Literatur meines Wissens nicht. Wer spricht da von der Grazer Schule, von Ehrenfels, von Goethe?

Wissenstransfer kommt bei internationalen Entwicklungen oft an Grenzen. Auch die »Integrative Therapie« ist internationalisiert, und es finden sich viele durchaus differente Strömungen. Es gibt eine »Europäische Gesellschaft für Integrative Therapie« (sie wurde von Kenneth Adams u.a. vor einigen Jahren initiiert) und selbstverständlich auch eine internationale Organisation, die »SEPI«, »Society for the Exploration of Psychotherapy Integration«, die in der ersten Juliwoche wieder einmal in einem europäischen Land ihren Kongress hatte (Madrid, 3.-5. Juli 1998), auf dem die grosse Vielfalt der Ansätze deutlich wurde und in Ko-respondenz traten (Märtens 1998; Märtens, Petzold 1998).

Es gibt eine immer umfangreichere Literatur zur Psychotherapieintegration, einen immer breiteren Diskurs zu Formen Integrativer Therapie, denn auch diese Szene ist äusserst vielfältig und hat unterschiedliche Leitfiguren (Goldfried, Garfield, Prochaska, Norcross, Stricker, Gold, Wachtel, Wyss, Grawe, Orlinsky, Huber, Petzold). Ich habe - und darauf bin ich stolz - 1965 als einer der ersten Begriff und Konzept einer »Integrativen Therapie« vorgeschlagen und in der Folge systematisch erarbeitet und praxeologisch umgesetzt. Das integrative Philosophieren von Maurice Merleau-Ponty, die integrative Psychologie von Pierre Janet waren hier Vorläufer und Anregung.

All diese Namen stehen für Kontexte, die aneinander angrenzen, sich überlappen, nebeneinander oder gegeneinander stehen. All das ist Ausdruck einer immerwährenden Generierung von Vielfalt, Pluralitäten, die durch die modernen Kommunikationsmedien für uns in einer nie zuvor möglichen Art und Weise zugänglich werden. Damit werden auch permanente Differenzierungs-, Konnektivierungs- bzw. Vernetzungs- und Integrationsleistungen erforderlich. Die sich rapide wandelnden Lebenswelten mit ihren neuen Sozialisationskontexten, stellen veränderte Entwicklungstrajekte, Sozialisationsklimata und damit auch Milieus für das Entstehen von Gesundheit und Krankheit bereit, so dass die Psychotherapie, die sich mit psychischen Störungen befasst, auch beständig diese neuen Kontexte berücksichtigen und auf sie reagieren muss. Der permanente Wertewandel in den verschiedenen sozialen Kontexten zwingt sie überdies vermehrt, philosophische Fragen aufzugreifen, was sie - von Ausnahmen abgesehen (Kühn, Petzold 1991) - leider vermieden hat, denn die Fragen ihrer Patienten und

Klientinnen drehen sich oft genug um Probleme des Lebenssinns, der Werte, des Glaubens, des Guten oder Bösen, des guten Lebens. Das sind für Menschen relevante Themen. Das riesige Feld der New Age- und Esoterikszene macht dies deutlich. Diese Fragen sind keineswegs einfach oder in traditioneller Weise zu beantworten, denn: »Was ist ein gutes Leben«? (Steinfath 1998). Eine Pluralität von Lebenskonzepten tritt dem Psychotherapeuten entgegen, und auf diese kann er nicht mit einfältigen Modellen antworten. Er braucht vielfältige Konzepte, und für diese müssen sich Psychotherapeuten qualifizieren.

Eine weitere Herausforderung stellt die beständige Generierung neuen Wissens für die Psychotherapeuten dar und dies auf verschiedenen Ebenen. Die Psychotherapieforschung hat gezeigt, dass die Mehrzahl der Psychotherapieverfahren Wirkung haben, dass allerdings auch Lientherapien und Selbsthilfegruppen Wirkung haben und keineswegs geringere. Klar ist auch, dass es Verfahren gibt, die nicht gut untersucht sind - wie z.B. die Gestalttherapie -, aber für die zufriedenstellende Wirkung angenommen werden kann (eine Übersicht bieten Bretz, Heekerens und Schmidt 1994, wobei allerdings nur wenige Studien mit »wirklichen Patienten« durchgeführt wurden). Allerdings beginnt sich die Situation in positiver Weise zu verändern, wie U. Struempfel in einem noch unveröffentlichten Forschungsbericht (Mai 1998) zeigt, in dem 21 Studien mit klinischen Subgruppen zur Gestalttherapie mit 1233 Personen, (davon knapp 50% unter gestalttherapeutischen Behandlungsbedingungen) vorgelegt werden, u.a. Vergleichsuntersuchungen zwischen VT, GT und Psychoanalyse. Er kommt zu der wohl eher etwas zu optimistischen (was z.B. die Breite der behandelten Störungen anbetrifft) Schlussfolgerung: Gestalttherapie kann inzwischen als wissenschaftlich gut untersucht gelten und schneidet gegenüber den anderen Psychotherapieverfahren, z.B. der VT, keinesfalls schlechter ab. Die Entwicklungen gehen auf jeden Fall in eine gute Richtung. Für methodenübergreifende, eklektische und integrative Ansätze, und zwar sowohl für die Erwachsenenpsychotherapie wie für die Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie ist die Forschungssituation komplex (Märtens, Petzold 1995a, b), jedoch liegen zahlreiche Studien mit positiven Wirkungsnachweisen vor (vgl. die Übersicht bei R. Sponzel 1995, S. 352-410 und für FPI/EAG die Arbeiten in Petzold 1997m). Grawe kommt zu der Konklusion: »Eklektische und richtungsübergreifende Therapien führten fast immer zu einer signifikanten Verbesserung der Hauptsymptomatik. Auch in anderen Bereichen wurden, wenn entsprechende Messungen erhoben wurden, ganz überwiegend bedeutsame positive Veränderungen festgestellt. Im an und für sich strengeren Kontrollgruppenvergleich ist dieses positive Ergebnisbild sogar noch deutlicher als im Prae-Post-Vergleich. Besonders für die ausdrücklich eklektischen Therapien sieht die Wirkungsbilanz im Kontrollgruppenvergleich recht eindrucksvoll aus. Über die richtungsübergreifenden Behandlungskombinationen kann deswegen viel weniger ausgesagt werden, weil für sie nur über Veränderungen der Hauptsymptomatik Messungen vorliegen. Was die tatsächlichen Wirkungen der Therapien angeht, so hätte kaum ein Therapieschulvertreter Anlass, abschätzig auf die eklektischen Therapien herabzuschauen, denn gleich gute Wirkungsprofile haben wir nicht für viele Therapiemethoden gefunden. Im Gegenteil, unsere Ergebnisse legen nahe, dass so mancher Patient davon hätte profitieren können, wäre er an einen eklektischen Therapeuten geraten anstatt an einen Therapeuten, der sich auf das in seiner Therapieschule gängige Repertoire beschränkt. Die vorliegenden Untersuchungen erlauben nicht viel weiterreichende Aussagen als die, dass es keine empirischen Hinweise dafür gibt, dass eklektische oder kombinierte Therapien

schlechtere Wirkungen erzielen als »reine« Therapien. Die Wirksamkeit eklektischer Therapie kann als gut gesichert angesehen werden, besser als dies für so manche andere Therapieform gesagt werden kann« (Grawe et al. 1994, 649 ff.).

Betrachtet man aber die Ergebnisse der Psychotherapieforschung in einer grossen Übersicht (Grawe et al. 1994) - und diese kann und darf nicht mehr schulenspezifisch sein - dann sieht man, dass wir über die Wirksamkeit der einzelnen Psychotherapieverfahren, was spezifische Krankheitsbilder anbelangt - von Ausnahmen abgesehen - immer noch relativ wenig wissen. Aus dem Faktum, dass alle Psychotherapieverfahren irgendwelche Wirkung haben, lässt sich nur schliessen, dass die sogenannten »unspezifischen Wirkfaktoren« eine gewichtige Rolle spielen und das spezifische Wissen um eine adäquate Behandlung schwerwiegender Störungen noch relativ gering ist, man den Patienten also kaum gerecht wird.

Die Behandlung von »Angststörungen« (Margraf 1996) zeigt indes, dass sehr wohl die Möglichkeit gegeben ist, bestimmte Störungsbilder mit hoher Effizienz zu behandeln, so dass es unter klinischen, ethischen und rechtlichen Perspektiven um der Patienten willen nicht mehr zu vertreten ist, Angststörungen in der herkömmlichen psychoanalytischen oder gestalttherapeutischen »unspezifischen« Weise zu behandeln, für deren Wirkung es bei dieser Störung keine Nachweise gibt. Hier stimme ich Grawe (1992) durchaus zu. Warum wollen dies Gestalttherapeuten nicht zur Kenntnis nehmen? Mit einer integrativen Perspektive nimmt man solche Erkenntnisse und Methodiken auf und wendet sie - in den intersubjektiven Beziehungskontext gestellt (Petzold 1980g, 1991b, 1997h) - an, nachdem man sich entsprechend geschult hat (vgl. FPI-Programm 1997, S. 228 ff.).

Psychotherapeuten müssen sich also auf der Grundlage moderner Psychotherapieforschung (Grawe 1998; Petzold, Märtens 1998) nachqualifizieren. Wo dies nicht geschieht, man an unbestätigten überkommenen Konzepten festhält oder diese Konzepte nicht auf ihre Wirkungen, Nebenwirkungen und potentiellen Schäden (Märtens, Petzold 1998) untersucht, handelt man unverantwortlich und unethisch den Patienten gegenüber. Hier ist Grawe (1992) zuzustimmen. Psychotherapeuten müssen sich deshalb schulenübergreifend weiterqualifizieren. Sie müssen die Ergebnisse der Psychotherapieforschung zur Kenntnis nehmen, die Forschungen der klinisch-orientierten Sozialwissenschaften und der allgemeinpsychologischen und neurowissenschaftlichen Grundlagenforschung (Petzold 1992a; Grawe 1998).

Psychotherapeuten müssen deshalb in einem beständigen System der Nachqualifizierung stehen, und ein solches muss fachgerecht konzipiert und organisiert sein, was das Modell, die Didaktik und auch die Evaluation anbetrifft (vgl. Petzold, Orth, Sieper 1995). Wir haben am FPI/EAG seit seinen Anfängen auf eine solche Weiterqualifizierung Wert gelegt, eine eigene Forschungsabteilung eingerichtet, die interdisziplinär und methodenübergreifend besetzt ist (2 Psychologen, 1 Psychologin, H. Petzold, M. Märtens, A. Steffan, 1 Soziologe, W. Hass und 1 Sozialpädagogin, K. Zdunek) mit den Verfahren: Integrative Therapie, Familientherapie, Psychodrama, VT, Gestalttherapie, Leibtherapie. Der Forschungsbericht dieser Abteilung vermittelt einen Eindruck über die Breite der Tätigkeit (Petzold, Märtens, Hass, Steffan 1998). Auf der Grundlage eines ausgearbeiteten Qualitätssicherungskonzeptes, das in einem eigenen Buch vorgestellt wurde (Petzold, Orth, Sieper 1996) und in einem Weiterbildungsangebot im Rahmen des FPI/EAG-Programms, an dem auch Vertreter anderer Therapierichtungen mitwirken (z.B. Schneider für Angststörungen im VT-Bereich,

Märtens für Fragen der Familientherapie und Therapieforschung etc.) bemühen wir uns um permanente Weiterqualifizierung, denn es muss in der Psychotherapie als einer klinischen Wissenschaft weitergehen, und es ist keineswegs so, dass bei Therapieformen nur oder auch überwiegend die »basalen Weltanschauungen« ausschlaggebend sind, wie Buchholtz (1998), Kaul folgend, annimmt (wobei Weltanschauung und Werteorientierung nicht gleichgesetzt werden sollten). Forschungsbasiertes klinisches Wissen und ein permanenter Kontakt mit der klinischen Wirklichkeit, d.h. in der Arbeit mit Patienten, ist notwendig⁴.

Die moderne, differentielle und allgemeine Psychologie hat mit ihren Bereichen Persönlichkeitstheorie, Entwicklungspsychologie, Gedächtnispsychologie, Emotions- und Kognitionspsychologie, Volitionspsychologie, Konflikt- und Sozialpsychologie einen Reichtum an Erkenntnissen über den Menschen bereitgestellt, der systematisch für die Psychotherapie genutzt werden muss. Die klassischen psychotherapeutischen Schulen, insbesondere die Psychoanalyse und traditionelle Gestalttherapie, haben es in der Vergangenheit versäumt, hier Anschluss an den Stand der Forschung zu finden oder gar zu ihr beizutragen. Für die Integrative Therapie war dies stets ein zentrales Anliegen (vgl. für die Entwicklungspsychologie: Petzold 1993c, 1994j, 1985a; Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1995, 1996; Emotionspsychologie: Petzold 1995g; Willenspsychologie: Petzold 1998d; Soziologie, Sozialpsychologie: Petzold, Mathias 1983; Schreyögg 1991; Petzold, Petzold, Petzold 1991a; Petzold 1998a usw.). Weitere Integrationsarbeit bleibt zu leisten. In der Psychologie selbst ist »der Wunsch nach Integration«, wie Peter Becker (1995) betont, unverzichtbar, und er hat vor dem Hintergrund dieser Situation eine »integrative Persönlichkeitstheorie und ihre klinische Anwendung« vorlegt. Dabei ist für ihn die »therapeutische Leitidee ...die ‚Flexibilität‘. Damit ist gemeint, dass der Therapeut sich idealerweise flexibel auf den jeweiligen Klienten einstellt, und zwar in einem schulenübergreifenden Sinn« (Becker 1995, 409).

Im deutschsprachigen Bereich - im angloamerikanischen Bereich ohnehin - stehen derartige Versuche keineswegs allein. Neben meinen eigenen Arbeiten wurden schon früh von Rainer Bastine, Dieter Wyss, Ludwig Pongratz Mitte der siebziger Jahre Integrationsmodelle vorgestellt. Heute seien Revenstorf (1990), Bastine (1992), Sachse (1992), Tscheulin (1992), Blaser, Heim et al. (1992), Huber (1992) genannt und natürlich Klaus Grawe und seine Mitarbeiter. Auch wenn Klaus Grawe für viele Psychotherapeuten der traditionellen Schulen ein »rotes Tuch« zu sein scheint, weil er mit seinem - durchaus strittig zu diskutierenden - Buch »Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession« (Grawe, Donati, Bernauer 1994) den Finger auf eine Wunde gelegt hat und dies oftmals nicht gerade »zart«, wurde er mit diesem Buch zu einer Herausforderung, die vieles in Gang gesetzt hat und einen wirklichen Entwicklungsschub in der Psychotherapie - vor allen Dingen in den deutschsprachigen Ländern - bewirkte.

Grawes Arbeiten sind von einem wirklichen Bemühen gekennzeichnet, die Psychotherapie als Disziplin zu verstehen, und er hat dieses Unterfangen interdisziplinär und in grosser Offenheit angefangen. Ich war an seinem Institut von 1980 bis 1989 Gastprofessor und konnte mit den dortigen Studenten und auch in der Supervision mit den dortigen Therapeuten der Praxisstelle arbeiten.

Im gleichen Zeitraum waren Frederic Kanfer, einer der führenden Verhaltenstherapeuten und Horst Kächele, einer der führenden forschungsorientierten Psychoanalytiker, Gastprofessoren an Grawes Abteilung, und es gab Situationen, in denen Kanfer und ich die Videoaufzeichnungen von Therapien methodenübergreifend mit den Mitarbeitern der Praxisstelle diskutieren konnten.

Dabei muss gesehen werden, dass es sich nicht um den Kanfer der 70er Jahre handelt (Kanfer, Phillips 1975), sondern um denjenigen, der die »kognitive Wende« und die »affektive Wende« in der Verhaltenstherapie mitbetrieben hat und eine Expansion vom Lernmodell zum »allgemeinen psychologischen Prozessmodell« (Kanfer, 1989, 5) mit vorangebracht hat, in dem das lineare Selbstregulationsmodell über ein nicht-lineares, offenes Schleifenmodell zu einem »general systems model« ausgebaut wurde. In ihm gilt die Erkenntnis, »dass das menschliche Verhalten nur durch ein Zusammenwirken von biologischen -, psychischen - und Umweltfaktoren zu erklären ist« (ibid., 5), ein »3-Ebenen-System«, das »rekursiv und iterativ sowohl innerhalb als auch zwischen den Ebenen« (ibid.) wirksam ist. Genau dies sind Konzeptionen, wie sie auch für die Integrative Therapie ausgesagt werden können, wobei in ihr der biologische Ansatz in Richtung Leibtherapie (Petzold 1974j, 1977m, van der Mei, Petzold, Bosscher 1997) natürlich stärker entwickelt ist als bei Kanfer und die soziale Realität als eigene Größe einbezogen wird in Richtung einer ausgearbeiteten Soziotherapie (Petzold, Petzold 1993, idem 1997c).

Und natürlich ist auch Horst Kächele kein Psychoanalytiker klassischer Provenienz mit seiner dezidierten Forschungsorientierung (er wird in seiner eigenen community dafür auch hart genug angegriffen). Ein solches methodenübergreifendes Vorgehen, wie es in der Berner Forschergruppe betrieben wurde, ist eine gute Voraussetzung, um komplexe therapeutische Prozesse wirklich zu verstehen (vgl. Becker, Sachse 1998). Ohne eine dialogische, ko-respondierende Grundhaltung ist ein solches Unterfangen kaum möglich. Auch wenn im berufspolitischen Gefecht das Dialogische bei Grawe immer wieder verloren gegangen ist - aber er wurde auch massiv »undialogisch« angegriffen, oft wenig fundiert oder auch sehr abwertend (vgl. die Rezension von Ulf Bolland in Gestalt 29, S.47 ff.) -, so darf bei einer fairen und wissenschaftlich angemessenen Beurteilung nicht übersehen werden, dass Grawe (1998) gerade in seinem neuen Buch »Psychologische Therapie« neue Maßstäbe setzt. Dieses Buch, das über weite Strecken in Form eines Dialoges zwischen einer Therapeutin, einem Therapieforscher und einer grundlagenwissenschaftlichen Psychologin geschrieben ist, darf sich mit Fug und Recht als Standardtext »psychologischer Therapie« bezeichnen, da Grawe hier wie kaum ein anderer Autor sich auf die gesamte Breite psychologischen Wissens abstützt und in diesem Sinne nicht schulengebunden ist.

Hier wird keine Verhaltenstherapie mehr vertreten, sondern wirklich eine »allgemeine und psychologische Psychotherapie« unter der Grawe den Versuch versteht »die Gesamtheit der in der Psychotherapie entwickelten Möglichkeiten zum Wohle der einzelnen Patienten zu nutzen. Allgemeine Psychotherapie ist also eine nicht mehr von Grenzen durchzogene Psychotherapie« (Grawe 1998, 720).

Das fast 800 Seiten umfassende Buch könnte aus unserer Integrativen Perspektive in entwicklungspsychologischer und sozialpsychologischer Hinsicht noch vertieft werden - hier liegen natürlich auch die Schwerpunkte der Integrativen Therapie (Petzold 1992a). Grawe (1998, 720 ff.) selber konzidiert, dass »mit Beteiligung einer Persönlichkeitspsychologin ... die interindividuellen Unterschiede zwischen verschiedenen Patienten stärker ins Blickfeld geraten« würden und durch die Beteiligung »eines Psychopathologen ... eine stärkere störungsspezifische Komponente in den Dialog« kommen könnte (ibid.), und genau darum geht es. Dies ist auch der Weg der »Integrativen Therapie«, wie ich sie vertrete, und dieser von uns in den vergangenen 30 Jahren entwickelte Ansatz greift hier weiter als der »technische Eklektizismus« in der Psychotherapie (Garfield 1992, Lazarus 1992)

und auch als der Versuch, bestehende therapeutische Ansätze zu integrieren (Stricker, Gold 1993). Die Konnektivierungen der »Integrativen Therapie« haben immer schon die Erkenntnisse psychologischer, medizinischer und sozialwissenschaftlicher Forschung über den Menschen zu verbinden versucht, einschliesslich - und hier greift Grawe noch zu kurz - philosophischer Reflexionen über den Menschen und soziologischer Standortbestimmungen über den Menschen in der Gesellschaft, was immer auch Konsequenzen durch konkretes politisches Handeln nach sich ziehen muss. Natürlich bleibt bei Grawe die Ebene der Leiblichkeit schwach ausgearbeitet, obgleich sich auch hierfür bei ihm eine Offenheit findet.

Ich habe meinen Ansatz aufgrund der über die psychotherapeutische Integrationsbewegung hinausgehenden Breite immer wieder auch als »Integrative Humantherapie« bezeichnet. Grawe geht klar über die Integration von Therapieansätzen hinaus »die Vielfalt hat einen Grad erreicht, an dem sie dysfunktional geworden ist Der Differenzierungsgrad ruft nach Integration« (ibid. 719), eine Forderung, die ich seit Beginn der 70er Jahre immer wieder wiederholt habe und deshalb vom »neuen Integrationsparadigma« spreche (Petzold 1992g). Grawe meint nun hierzu: »Obwohl ich diese Integrationsbemühungen einer therapieschulenorientierten Psychotherapie vorziehe, zweifle ich daran, dass die Zusammenfügung von Konzepten, deren Erklärungskraft sich als unzulänglich erwiesen hat, zu einer tragfähigen Grundlage für eine langfristige, fruchtbare Weiterentwicklung der Psychotherapie über ihren heute erreichten Stand hinaus werden kann. Mit der Zusammenfügung lauter unzulänglicher Elemente versäumt man es, den Ursachen der begrenzten Erklärungskraft der einzelnen Ansätze Rechnung zu tragen. Die mitübernommenen Mängel der einzelnen Ansätze werden zu Ballast auf dem Weg in die Zukunft. Die Psychotherapie braucht neue theoretische Ansätze, um das erreichte Differenzierungsniveau produktiv nutzen zu können« (ibid. 719).

Ich stimme hier Grawe vollauf zu, was die Mängel anbelangt - und derer gibt es viele, schwerwiegende, ja gefährliche (Petzold, Orth 1998a). Ich stimme ihm in der Formulierung allerdings nicht zu, wenn sie implizieren sollte, dass die psychotherapeutische Schulen nur Mangelhaftes hervorgebracht hätten. Dies ist aber keineswegs Grawes Position, wenn man sein Buch liest, aber wiederum eine seiner missverständlichen Äusserungen, die von Leuten, die seine Texte nicht genau rezipieren, dann »aufgebauscht werden«.

Nun gibt es natürlich auch Integrationsansätze, die sich als prinzipielle Neuentwürfe verstehen, wie die Arbeiten von Orlinsky und Howard (1986), von Prochaska, Norcross und DiClemente (1994) und die von Grawe (et al. 1994; idem 1998) selbst, die sich am Stand der Psychotherapieforschung orientieren. Und hier wurde dann wirklich ein weiterer Schritt gemacht: »Ich bin in diesem Buch einen wesentlichen Schritt über einen solchen Integrationsversuch hinausgegangen. Mein Bezugspunkt in diesem Buch war nicht nur der Ergebnisstand der Therapieforschung, sondern auch und sogar vor allem derjenige der empirischen Psychologie. Ich habe versucht, ein aus der Therapieforschung abgeleitetes Verständnis der Wirkungsweise von Psychotherapie aus einem in der empirischen Psychologie fundierten Verständnis des psychischen Geschehens theoretisch zu begründen. Wegen des engen Bezuges auf die Grundlagen wissenschaftlicher Psychologie spreche ich in diesem Buch nicht mehr von allgemeiner Psychotherapie, sondern von psychologischer Therapie« (S. 720). Es soll vermerkt werden, dass von »Therapie«, nicht von Psychotherapie gesprochen wird. Hier steht Grawe in Übereinstimmung mit meiner

Integrativen Position. Wo ich mit Grawe überhaupt nicht übereinstimme ist seine Aussage: »Eine neue theoretische Grundlage soll die bisherigen Grundlagen der therapeutischen Ansätze nicht integrieren, sondern ablösen. Auf dieser neuen theoretischen Grundlage kann und muss ein neuer Differenzierungsprozess beginnen« (ibid., S. 721). Diese Aussage ist mit Blick auf die Wissenschaftsgeschichte schlecht, ein »radikaler Schnitt«, der wissenschaftshistorisch (diskursanalytisch) nicht machbar und wissenschaftstheoretisch so nicht haltbar ist.

Es wird immer auf dem Boden vorgängiger Erkenntnisse integriert und Paradigmenwechsel (Kuhn 1970), die eine solche Integrationsarbeit nicht leisten, stehen in der Gefahr, die Fehler, die sie überwinden wollen, zu reproduzieren. Es wird also eher um »sorgfältige Sortierarbeit« gehen, in der man Brauchbares behält und Nichtbrauchbares oder gar Falsches aussondert. Vor allen Dingen sollte das Ausgesonderte und das als erhaltenswert Gesammelte »ideologiekritisch« durchleuchtet werden (vgl. Petzold, Orth 1998a), sollte festgestellt werden, warum es zu Irrtümern und Ausblendungen kam, welche »anonymen Diskurse« (Foucault) in den bisherigen psychotherapeutischen Ansätzen zum Tragen gekommen sind und welche disziplinierenden und z.T. menschenverachtenden Kräfte in ihnen am Werke waren (vgl. die »kritischen Anmerkungen« in unserem Beitrag »Patienten als Partner«, Gestalt 32, 25 ff.).

Wir haben in der Integrativen Therapie mit dem Modell der Mehrebenenreflexion, z.B. der Triplexreflexion immer wieder metakritische Bearbeitungen - auch des eigenen Ansatzes - vorgenommen (zuletzt umfassend Petzold, Orth 1998a; idem 1998a). Dies geschah unter anderem auch mit dem Blick auf das Faktum, dass es in der Psychotherapie oft unterlassen wurde, Skotome aufzuarbeiten.

Wissenschaft darf also nicht nur »nach vorne« gerichtet sein - wobei sie stets die »Folgen nach den Folgen« reflektieren muss, wenn sie Innovation betreibt -, sie muss auch zurückblicken und die »Ursachen hinter den Ursachen« reflektieren, wie wir immer wieder betont haben. Aus grundsätzlichen philosophischen Erwägungen ist Wissenschaft, wie jedes Lebensgeschehen, und ist Psychotherapie als Praxeologie, wie jede Praxis, in beständiger Veränderung. Hier folgen wir Heraklit (Petzold, Sieper 1988). Aus wissenschaftstheoretischer Sicht ist Wissenschaft »evolutionär und pluralistisch« (Petzold 1992a, 490 f.). Insofern stimme ich Grawe vollauf zu, wenn er sein Buch mit den Sätzen beschliesst: »Wenn man Psychotherapie den ‚logos‘ hinzufügt, der den wissenschaftlichen Charakter des Unternehmens kennzeichnen soll, dann sollte sie gefeit sein gegen therapieschulartige Verkrustungen. Eine solche, neuen Erkenntnissen immer geöffnet bleibende Psychotherapie ist das, was ich mit psychologischer Therapie meine« (S. 721).

10. Bewegungen im gestalttherapeutischen Feld

Eine solche Grundhaltung erfordert Arbeit, gezielte Investitionen, die durchaus und mit spezifischem Aufwand über das hinausgehen müssen, »was wir im Leben sonst auch integrieren müssen« - Buchholtz (1998, S. 46) banalisiert hier unzulässiger Weise die Sorgfaltspflicht und die Mühen fachlicher Weiterbildung. Professionalität heisst genau das: vorausschauend handeln, Entwicklungen vorantreiben und Entwicklungen rezipieren und vorgängige Positionen reflektieren, um sie gegebenenfalls zu revidieren und nicht in »riskanter Architektur« neue Stockwerke auf brüchige Fundamente zu setzen und in einer »dysfunktionalen Pfropfung« ein

neues Reis auf eine ungeeignete, weil nicht kompatible Unterlage (vgl. Schmid 1994) aufzubringen, um Derridas (1972) Metapher des greffe aufzugreifen, denn dadurch werden alte Fehler fortgeschrieben - das, was Grawe mit seinem »radikalen Schnitt« vermeiden will.

Bewegungen sind in der Psychotherapie im Gange wie in der Gesamtgesellschaft und natürlich auch in einem so kleinen Kontext wie dem Bereich der Gestalttherapie und der Integrativen Therapie. Das Heft 32 von »Gestalt« zeigt dies exemplarisch. Neben der Position von Buchholtz mit einem romantischen Gestaltkonzept, neben meiner Integrativen Position, findet sich ein Beitrag von Staemmler, der eine transitorische Position zwischen beiden einzunehmen scheint. Der anregende Beitrag von Frank - M. Staemmler in Gestalt 32 (S. 3-14) will eine »Theorie regressiver Prozesse in der Gestalttherapie« vorstellen - ein sehr sinnvolles Unterfangen. Ich will hier nicht auf diskussionswürdige Details eingehen, auch nicht auf einige Missverständnisse meiner Regressionsdefinition (S. 8), die entstehen, weil die hinter ihr stehenden gedächtnistheoretischen und zeittheoretischen Analysen meines Werkes nicht beigezogen wurden, sondern ich will darauf hinweisen, dass Staemmler übersieht, dass der Theorietypus der Gestalttherapie, wie er von Perls und Goodman konzipiert wurde, für das Konzept der Regression und für differenzierte, zeittheoretische Überlegungen keinen Platz bieten konnte. Es ist ein naiver radikalphänomenologischer Ansatz (Tholey 1984, 1986) - naiv u.a., weil er phänomenologische Zeitanalysen etwa von Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty, neuerlich Schmitz nicht aufgreift, anders als die zeittheoretisch elaborierte Integrative Therapie (z.B. Petzold 1991o). Die »Gestaltists« haben bewusst hermeneutische, zeittheoretische und entwicklungspsychologische Überlegungen ausgegrenzt.

Perls (1969) empfiehlt, nicht auf den »bullshit« zu hören, den die Patienten produzieren und versteigt sich zu der Behauptung, es habe kein einziges frühkindliches Trauma gegeben, das nicht eine Lüge sei. Goodman (in Perls et al. 1951) konstruiert eine ahistorische Persönlichkeitstheorie, und das von seiner Position her mit guten theoretischen Gründen, mit denen man sich auseinandersetzen müsste. Jetzt finden wir bei Staemmler - wie in der Integrativen Therapie vorgedacht - einen sehr spezifischen Rekurs auf bestimmte Ausschnitte der Entwicklungspsychologie (D. Stern, von dem er leider auch das - eher problematische - Konzept des Kern-Selbst, das mit Goodmans Selbstbegriff nicht kompatibel ist, zu übernehmen scheint) und einen unspezifischen Rekurs auf die Hermeneutik (wobei er nirgendwo ausweist, auf welche hermeneutische Position er sich bezieht - z.B. Gadamer oder Ricoeur). Hier findet also mit Staemmler offenbar eine Entwicklung bei einem Gestalttherapeuten statt und zwar eine, die prinzipiell über das gestalttherapeutische Paradigma hinausgeht. Er nimmt, wie in der Integrativen Therapie und offenbar angeregt durch sie, Bezug auf die Longitudinalforschung (Rutter) oder wie diese auf Ferenczi, und er affirmiert: »ich schlage einen hermeneutischen Weg ein« (S. 6). Wie dieser mit einer Lewinschen (feldtheoretischen und vektorpsychologischen) Perspektive einhergehen kann, wird nicht dargelegt, denn Lewins an Frank orientierte Zeittheorie bedarf der Explikation durch differenziertere zeittheoretische Analysen, wie etwa die von G.H.Mead und M.Merleau-Ponty, und sie muss sogar unter den zeittheoretischen Reflexionen der Hermeneutik (Ricoeur 1973) korrigiert werden, wobei die Themen »Zeit und Gedächtnis«, »Zeit und Subjektivität«, wie sie in der Integrativen Therapie zentral stehen (Petzold 1981e, 1991o), mitbetrachtet werden müssen.

Prinzipiell bleibt festzuhalten, dass sich bei Staemmler gegenüber der

Gestalttherapie von Perls und Goodman die Überschreitung eines Paradigmas auf der Mesoebene anbahnt. Nicht einleuchtend ist mir allerdings, was eine »hermeneutische Vorgehensweise der Gestalttherapie« ist und was an der starken Orientierung an Stern oder im Rekurs auf Rutter (seit den 80er Jahren ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie) noch gestalttherapeutisch sein soll. Hier wird ganz klar eine Integrationsmodell verfolgt unter Einbezug allgemeiner Erkenntnisse der Psychologie (wenn auch noch mit einer mir etwas zu einseitigen Orientierung an der Psychoanalyse). Dieser interessante und bedenkenswerte Artikel konnektiviert und führt sicherlich einen integrativen Diskurs zum Thema Regression für »GestalttherapeutInnen sowie TherapeutInnen anderer Richtungen« (S. 3) weiter.

Es findet sich also eine schulenübergreifende Überschreitung. Dies geht natürlich mit einer massiven Relativierung der Perlsschen Positionen einher (S. 7, 13), und man muss sich dann auch fragen, was bleibt? Bei Fritz Perls wohl nicht sehr viel. »Die gestaltpsychologischen Anteile an dem Perlsschen Verfahren sind plakativ, missverständlich und - wie ich finde - nicht essentiell für dieses Therapieverfahren« findet Buchholtz (S. 44) und sieht hier nur einen gewissen »Hintergrundcharakter bei seinem tatsächlichen Tun und Denken«. Buchholtz unterstellt Perls offenbar eine grundsätzliche Schwäche in bezug auf das Verstehen gestaltpsychologischer und gestalttheoretischer Überlegungen. Statt dessen wird von ihm der Gestalttherapie eine gestalttheoretische Konzeption unterlegt, die vom Ansatz der Gründerpersönlichkeiten (F.S. Perls, L. Perls, P. Goodman) jedenfalls klar verschieden ist. Sie rekurrierten weder auf den antiken Morphe-Begriff, noch auf den Goetheanischen Gestaltbegriff oder die »Grazer Schule« der Gestaltpsychologie. Buchholtz führt hier ähnlich wie Hans-Jürgen Walter (1978), der konsequent gestalttheoretisch und gestaltpsychologisch (ausgerichtet an der »Berliner Schule«) mit starken Bezug auf Lewin konzeptualisiert - eine andere Tradition ein.

Der Ansatz der Perls, der Polsters und der von Goodman ist klar nicht an der Lewinschen feldtheoretischen und vektorpsychologischen Grundkonzeption ausgerichtet. Von der werden durch F. Perls nur marginale Versatzstücke verwandt (etwa ein missverstandener Zeigarnik-Effekt). Walters Ansatz kann mit seinem konsequenten Rekurs auf Wertheimer, Lewin und Metzger im Hinblick auf die Gestalttherapie der Gründerpersönlichkeiten geradezu als ein Paradigmenwechsel (auf der Ebene eines Mesoparadigmas, vgl. Petzold 1992g) bezeichnet werden. Die Gemeinsamkeiten eines eher unspezifischen Phänomenologie-Konzeptes und der wiederum unspezifisch und analogisierend gebrauchten Feld-Konzeption allein tragen nicht durch.

Auch Staemmler verlässt in seinem Beitrag das Paradigma der Begründer (und ich verwende hier bewusst den Paradigmenbegriff im Sinne von Kuhn 1970), wenn er ganz im Sinne der Integrativen Therapie eine »hermeneutische und entwicklungspsychologische Wende« vornimmt (auch die Verhaltenstherapie ist nach der »kognitiven Wende« nicht mehr Verhaltenstherapie, vgl. Grawe 1998, 11).

11. »Ave creator!« (Moreno) -

»There is no end to integration« (Perls)

»there is no end to creation« (Petzold)

Moreno und Perls sind in vielem grundlegend verschieden - in ihrem kreativen Zugang zur Wirklichkeit, zum Menschen sind sie es nicht. Sie setzen auf die Dynamik permanenten Wandels. Ich als ihr Schüler fühle mich diesem Aspekt ihres

Werkes, der herakliteschen Orientierung verbunden. Moreno (1953) meinte (wie Freud, der es schwer fand, »die ganze Menschheit zum Patienten zu haben«), eine Therapie der gesamten Menschheit als Ziel anstreben zu müssen. Perls (1969) hatte - dem damaligen Zeitgeist entsprechend - auch eine Alternative zur amerikanischen »plastic flower«-Gesellschaft und ein Rezept für alle für ein »gutes Leben« anzubieten: das Leben aus der awareness. Er glaubte, einen perfekten Weg zur Überwindung von Neurosen (von Psychosen gar) gefunden zu haben. Hier folge ich Moreno und Perls in ihren Welterlösungssträumen nicht und auch nicht in ihrem umfassenden Anspruch, was die Leistungsfähigkeit ihrer Methoden anbetrifft, die sehr gut sind, aber nicht alle Indikationen abdecken. Wir müssen das heute alles bescheidener sehen. Die Integrationsarbeit ist Arbeit, Mühe zuweilen. Kreation erfordert Einsatz, ist oft beglückend und gelingt häufig auch nicht. Es gibt letzte Lösungen nicht, wohl aber ein beständiges Miteinander-Suchen und Schaffen von »Lösungen für einige Zeit«, und wenn dies in Wertschätzung und einer fundierten Kollegialität - in Freundschaft gar - geschieht, lohnt es der Mühe und gelingt Kreation.

12. Pluralisierung im Feld der Gestalttherapie - Theoriechaos, Paradigmenverfall oder Chance zur Innovation?

Paradigmenwechsel heisst eine grundsätzliche Überschreitung in der theoretischen Grundposition, und bei Staemmler handelt es sich offenbar nicht um einen Wechsel in einem Mini- oder Mesoparadigma (Petzold 1992a, 930 ff.). Er verlässt m.E. in zentralen Bereichen das gestalttherapeutische Basisparadigma. Es ist gut, wenn so etwas, wie es Grawe in seinem neuen Buch tut, auch benannt wird. Zur Erinnerung: Die »klassische« Gestalttherapie hat eine ziemliche epistemologische, metatheoretische und therapietheoretische Heterogenität. Es finden sich im deutschsprachigen Bereich - ich will mich auf diesen beschränken und nicht die US-amerikanische, die zerrissene französische (S. Ginger, J. Robin), die bunte italienische und hispano-amerikanische Szene einbeziehen - folgende Einflüsse, die nie konsolidiert wurden:

Die ungeklärte epistemologische Position muss die Frage nach dem dominanten Paradigma aufwerfen unter folgenden Fragestellungen:

a) Was war das Hauptparadigma nach der Intention der Gründer? Für F. und L. Perls klar Position 1., die holistische Organismustheorie mit einigen gestaltpsychologischen Konzepten und Position 2., wobei Husserl nie klar rezipiert wurde und Paul Tholey mit seiner Charakterisierung eines »seminativen Phänomenologismus« recht hat. Zwischen 1 + 2 bestehen Verbindungen, die man zu einem modernen Ansatz biologischer Systemtheorie in der Gestalttherapie oder zu einer konsequenten gestalttheoretisch/gestaltpsychologischen Orientierung (so H.J. Walter) hätte ausbauen können. Die Positionen 3, 4, 5 sind weitgehend zu 1 + 2 unverbunden, zu einer hermeneutischen Position gibt es keinerlei Verbindungen. Goodman teilt 1, 2, 4 nicht, sondern vertritt 5 und 3.

b) Was sind die dominierenden expliziten und impliziten Theoriebezüge? Für F. und L. Perls ist hier 1 + 2 zu nennen. Organismische Selbstregulation, Kontaktkonzept, Kontaktzyklusmodell sind der wesentliche Kern (siehe den zentralen Perls-Text und meinen Kommentar hierzu in Gestalt 31, S. 49 ff.). Die seminaive phänomenologische Position bestimmt die Awareness-Theorie und das Here-and-now-Theorem. Durchaus starke, aber unverkennbare Elemente sind 3. und 4. Goodman vertritt 5 und 3 und fundiert den Kontaktzyklus eher über Dewey und Mead. Eine solide oder auch nur partielle Rezeption von Goldstein oder der

Gestalttheorie findet sich bei ihm nicht.

c) Was sind die dominierenden Konzepte in der klinischen Praxeologie? Wiederum 1 + 2 mit Kontaktarbeit (die mit 4. Bubers Dialogik nie konsolidiert wurde), Kontaktzyklus und Awareness-Orientierung im therapeutischen Prozessmodell. Relikte aus 3 (top dog/under dog, Vermeidungsmechanismen, z.B. Projektion, Introjektion etc.) und Versatzstücke aus 4 sind recht stark, doch unverbunden. Goodmans Emanzipationsansatz und radikal partnerschaftliches Selbsthilfekonzent bleiben ohne Einfluss.

Perls selbst affirmiert früh: »Im Mittelpunkt steht die Theorie, der Organismus strebt nach Aufrechterhaltung seines Gleichgewichtes ...« (Perls 1942/1978, 13).

Ohne Frage ist das organismustheoretische Paradigma mit Bezug auf Goldstein, Smuts und die Selbstorganisationsaspekte sowie das Figur-Hintergrund-Konzept der Gestaltpsychologie (letzteres allerdings kaum ausgearbeitet) das zentrale Paradigma der klassischen Gestalttherapie. Alle Weiterentwicklungen müssen dieses Faktum in der theoretischen wie in der klinischen-praktischen Arbeit berücksichtigen (Vorsicht bei vorschnellem Psychoanalysekurs in der klinischen Theorie! Das geht so einfach nicht. Vorsicht auch bei Orientierung auf Hermeneutik. Das führt zur Infragestellung des Grundparadigmas). Die Vergewisserung in dieser Basisposition eröffnet auch Perspektiven, in welche Richtung Entwicklungen fruchtbar wären. Öffnungen (weil paradigmatisch verwandt) wären zu systemischen Modellen möglich (einschliesslich der fruchtbaren und für Psychotherapie kaum genutzten Orientierung an Piaget und Nachfolgern). Das Paradigma der »organismischen Selbstregulation« bildet das Zentrum der Gestalttherapie, aber man muss, wie Rapaport (1970) für das von ihm formulierte Zentralparadigma der Psychoanalyse fragen: »Will the center hold?« Oder bewegen sich immer mehr Theoretiker und Praktiker weg vom Zentrum der Gestalttherapie, nur noch zusammengehalten von der Gestalt-Metapher und Ankerbegriffen wie Hier und Jetzt, Figur-Grund, die immer theorieloser zu Leerformeln werden, und von der erlebnisaktivierenden Praxis, deren behauptete Dialogik weder theoretisch noch methodisch eingelöst wird?

Werden Vertiefungen, Reformen, Erneuerungen die Gestalttherapie in Zukunft kräftigen, neue Impulse aus dem eigenen Paradigma erfolgen? Es wäre ihr zu wünschen! Oder wird es zu Paradigmenüberschreitungen kommen? Entwicklungen sind möglich. Fachzeitschriften, Buchreihen und die organisationale Infrastruktur, wie sie nationale Fachgesellschaften entwickelt haben, die von mir begründete »Europäische Gesellschaft für Gestalttherapie« und die von ihr veranstalteten Kongresse bieten Foren der Diskussion, die derzeit noch von der aufgezeigten Heterogenität gekennzeichnet sind, aber auch Klärungschancen bieten.

Für die Gestalttherapie ist also das organismustheoretische Zentralparadigma der Ankerpunkt mit seinen bislang eher schwachen, aber doch deutlichen gestaltpsychologischen und phänomenologischen Einflüssen. Psychoanalyse und Bubers Dialogik erscheinen eher plakativ in Versatzstücken. Diese inhärente Diskordanz der Ansätze führte zur »theoretischen Chaotik« in der Entwicklung der Gestalttherapie in Europa und den USA, in Probleme, auf die ich seit langem aufmerksam gemacht habe (Petzold 1984k, 1985p). Man sieht heute verschiedene Entwicklungen, die mehr oder weniger unverbunden das Patch-work des gestalttherapeutischen Feldes bilden. Nachstehend der Versuch einer Orientierung, wie ich sie sehe. Man kann das auch anders sehen und manche Protagonisten würden sich auch anders einordnen. Dabei ist es ihnen natürlich nicht leicht, dem »fundamentalen Attributionsfehler« (Stroebe et al. 1992) zu entgehen, und ich werde

natürlich »vom Blick aus integrativer Position« nicht ganz absehen können. Als therapietheoretisch und psychotherapiegeschichtlich ausgewiesener Autor habe ich allerdings einige Strukturparameter (vgl. Petzold 1994a, 1998a), an denen ich mich orientiere.

Diese »Übersicht« ist alles andere als vollständig oder gar »klar«. Schwierig wird es u.a. deshalb, weil »viele vieles machen« und wohl der Position VIII des »unsystematischen Methoden- und damit auch Theorieeklektizismus« zuzuordnen sind, bei der eine eigenständige oder eindeutige theoretische und methodische Position nicht feststellbar ist. Es wurden jeweils zu den Positionen nur exemplarisch Namen aufgeführt. Dabei handelt es sich z.T. nur um Akzentsetzungen, die wechseln, wenn persönliche Moden vorübergehen und Entwicklungen stattfinden. Die Positionen seien kurz erläutert:

I. Selbstorganisationstheorie: Sie wurde am konsequentesten von G. Portele vertreten (an Varela, Maturana anschliessend), heftig kritisiert von Hans-Jürgen Walter (1988). Hier liegt m.E. jedoch der konsequenteste Anschluss an das organismustheoretische Zentralparadigma (1.) der ursprünglichen Gestalttherapie und hier lägen, will man in diesem Paradigma bleiben, die grössten Chancen theoretischer und methodischer Weiterentwicklung in einem modernen forschungsorientierten Ansatz. Portele wird nur wenig gefolgt, obgleich der Selbstorganisationsgedanke bei vielen gestalttherapeutischen Autoren in der einen oder anderen Form auftaucht.

II. Psychoanalytische Akzentsetzung: Viele Gestalttherapeuten rekurrieren aufgrund des Fehlens einer eigenen Krankheitslehre und einer ausgearbeiteten Diagnostik in der klassischen Gestalttherapie auf die Psychoanalyse (N. Lyon lehrte z.B. Riemanns »Grundformen der Angst« in ihren Diagnostikseminaren!). Insbesondere die Objektbeziehungstheorie (Kernberg), zuweilen Kohuts Selbstpsychologie und -modisch und flach rezipiert - die neuere (psychoanalytisch orientierte) Säuglingsforschung wurden aufgegriffen. Wie aber psychoanalytische Neurosenlehre und Diagnostik allerdings mit dem Gestaltansatz einhergehen sollen, wird nirgendwo expliziert. Das Amalgam von Gestaltpsychologie und Psychoanalyse, wie es N. Lyon versucht, ist in jeder Hinsicht brüchig und ohne Fundament. H. Walters analytische Gestalttherapie geht in Richtung einer Psychoanalyse mit aktivierenden Methoden.

III. Bubers Dialogik findet sich praktisch bei allen Orientierungen (V. und IV vielleicht ausgenommen), ohne dass expliziert wird, wie die in Abb. 1 aufgezeigten Paradigmen 1, 3 und 5 zusammenpassen sollen. 4 steht zu 3 völlig quer, zum Kontakt und Kontaktzyklusmodell gleichfalls. Bubers humanistisches Flair hat Attraktivität und schlägt eine Brücke zur humanistischen Psychologie, mit der F.S. Perls nie etwas zu tun haben wollte (wie auch aus anderen Gründen Moreno), sein Organismusmodell passte nicht dahin, und Goodman war die humanistisch-psychologische Position zu unpolitisch. Er hatte eine völlig andere Orientierung als z.B. Maslow und Rogers, auf die er sich nie bezieht. Bubers Personbegriff steht quer zu Perls Ablehnung eines Personkonzeptes.

IV. Die gestalttheoretische, kritisch-realistische Orientierung, wie sie von der Berliner Schule begründet und in ihrer Folge von W. Metzger und N. Bischof ausgearbeitet wurde, wurde von F.S. Perls nie richtig verstanden (so er selbst in 1969b) und von US-Gestalttherapeuten nie rezipiert, auch von den europäischen nicht. Einzig H.-J. Walter, Schüler von Rausch und Metzger, hat eine konsequente Entwicklung in diese Richtung unternommen und eine an Wertheimer, Metzger und Lewin ausgerichtete Persönlichkeits- und Therapietheorie entwickelt, die - weil sie natürlich von Proprien

der Gestalttherapie abgehen musste, von der Gestaltszene nicht aufgegriffen wurde (auch nicht von Autoren wie F. Buchholtz). Der Gruppe um Walter, Tholey u.a. kommt das Verdienst zu, eine wirklich fundierte gestalttheoretisch und gestaltpsychologisch ausgerichtete Psychotherapie vorgelegt zu haben, jenseits der neueren und sehr wenig gründlichen Lewin-Rezeption anglo-amerikanischer Gestalttherapeuten, die offenbar nur die Kontextdimension und die gruppensystemischen Perspektiven des Lewinschen Oeuvres sehen. Die Ausflüge einzelner Autoren wie R. Picker oder F. Buchholtz in bestimmte Bereiche der Gestaltpsychologie bieten keine konsistente Gesamtsicht, die etwa der von H.-J. Walter vergleichbar wäre. All diesen Ansätzen und Positionen IV. insgesamt fehlt eine ausgearbeitete Diagnostik und Krankheitslehre. Hier liegt ihre Schwachstelle, die aber bei Walters theoriebewusster Gruppe nicht mit psychoanalytischen Versatzstücken überbrückt wird.

V. und VI: Gestaltpragmatik könnte man die kritisch-pragmatistische Position der Traditionslinie von Paul Goodman in der Gestalttherapie nennen (Blankertz 1983) nennen. Dieser Ansatz wurde klinisch in den USA nie ausgearbeitet und fand keine wirkliche Verbreitung, sieht man von I. Froms innovativen Arbeiten ab, die zumeist mündlich weitergegeben werden, keine grosse Verbreitung. From versuchte offenbar eine Verbindung von Phänomenologie, Psychoanalyse und Goodmans Denken. Im deutschsprachigen Bereich wurde vor allem durch B. Müller z.T. durch H.P. Dreitzel (1992) diese Linie konsequent fortgeführt, wobei auch O. Rank als Quelle wieder aufgegriffen wurde und so mit From eine klinische Linie der Gestalttherapie im Ansatz der Gestaltpragmatik vorhanden ist, die eine elaborierte Weiterentwicklung möglich machen würde, wenn hierfür Kräfte mobilisiert werden könnten, weil es an klinischer Erprobung und an Forschung fehlt und auch nur ein partieller Aspekt des Goodmanschen Werkes aufgegriffen wurde unter Vernachlässigung des pragmatistischen und politischen, der mit 1 und 2 nichts und mit 3 wenig zu tun hat. S. Blankertz hat sich um diese Ausarbeitung des Werkes von Goodman sehr verdient gemacht. Für eine Etablierung dieser Linie sehe ich indes keine grossen Chancen - bei Goodman werden eher Grundlagen für eine Anti-Therapie und einem umfassenden Ansatz gesellschaftlicher Arbeit formuliert, was auch die geringe Resonanz dieses Ansatzes bei Gestalttherapeuten erklärt. Theoretisch ausgearbeitete Brücken zu allen anderen in Diagramm 2 ausgewiesenen Ansätzen (ausgenommen X.) bestehen nicht.

VII. Systematischer Eklektizismus begegnet uns bei vielen Gestalt-Autoren. Ich beschränke mich hier wieder auf den deutschsprachigen Bereich, denn er findet sich in der Gestalttherapie allenthalben - wie gesagt schon im Stammverfahren. Blickt man in die Szene, sieht man sowohl im methodischem als auch im theoretischem Bereich in der Regel einen unsystematischen »wilden Eklektizismus«, der sicherlich nicht wünschenswert ist. Es gibt aber auch gelegentlich Ansätze zu einem »systematischen Eklektizismus«, der ja in der klinischen Theoriediskussion (vgl. z.B. die Arbeiten von Plaume 1988) neue Wertschätzung erfährt. Die Arbeiten von Hunter Beaumont und von Thijs Besems, die eine systematische Verknüpfungsarbeit erkennen lassen, sind hierhin zu rechnen. Leider suchen sie keinen Anschluss an den Theoriefundus der allgemeinen und klinischen Psychologie, wie dies z.B. bei W. Butollo der Fall ist. Hier zeigen sich Öffnungen zu Wegen der Gestalttherapie ins »neue Integrationsparadigma« (Petzold 1992g). Auch die Arbeiten von F. Staemmler, die ich lange im Mainstream der Gestalttherapie - allerdings im »reformerischen« - angesiedelt hatte, können vielleicht dieser Orientierung, die ich als eine »transitorische« betrachte, zugeordnet werden, wo die Zeit zeigen wird, in welche

Richtung die einzelnen Autoren und die von ihnen beeinflussten Gruppen gehen werden. Die Gefahr besteht, dass man zu einer »unspezifischen Hermeneutik« Zuflucht nimmt, die - wie so oft, und das hat man ihr vorgeworfen -, die Rolle des Integrators übernehmen soll, ohne dass die ganze Theorie und Praxeologie hermeneutisch »kompatibel« wäre - und bei der Gestalttherapie ist das nicht gegeben. Sie hat nirgendwo hermeneutische Wurzeln. Eine Aufnahme dieser Orientierung als Zentralparadigma käme für die Gestalttherapie der Perls' einem Aufgeben ihrer Identität gleich.

VIII. Wilder Theorie- und Methodeneklektizismus: Hierunter sind Gruppierungen zu sehen, die von allem etwas nehmen, keine eigene klare Position haben, partiell Elemente der Gestalttherapie, der Integrativen Therapie, der TA, der Körperarbeit oder Kunsttherapie, des NLP usw. aufgreifen, ohne fundierte Selektionskriterien oder übergreifenden Brückenkonzepte, d.h. eine Theorie des Integrierens. Es finden sich Aspekte dieser Arbeitsweise bei vielen Gruppierungen, insbesondere solchen, die nicht theoretisch und klinisch arbeiten und keine Forschung betreiben. Zuweilen hat man aber den Eindruck, dass auch die Mainstream-Orientierungen (vgl. XI.) nicht klar wissen, was sie sagen und tun und damit ins Fahrwasser des »wildes« Eklektizismus geraten.

IX. Transpersonale und spiritualistische Orientierung: Hierhin sind Gruppierungen zu rechnen, die Gestalttherapie mit Ansätzen transpersonaler Psychologie verbinden bzw. mit religiösen oder spiritualistischen Konzepten (ich verwende absichtsvoll den Begriff Spiritualität nicht, da dieser m.E. mit spirituellen Traditionen verbunden bleiben sollte, die als solche eine so fundamentale, eigenständige Realität darstellen das sie nicht mit klinischer Psychotherapie amalgamiert werden können, ohne dass Synkretismus produziert wird oder New Age-Ideologie, und das tut weder der Psychotherapie noch den spirituellen Wegen gut. Der Gestalttherapie von F. Perls, L. Perls und P. Goodman - alle drei Begründer sind hier zu nennen - ist ein solcher Ansatz fremd. Sie waren transpersonaler Psychologie abhold. (F. Perls abfällige Bemerkungen über Meditation sind bekannt, Lore Perls vertrat einen kosmologischen Pantheismus, P. Goodman ist schwer einzuordnen, ein »aristotelischer Agnostiker« vielleicht, sicherlich kein Vertreter der »neuen Spiritualität«). Mit dem Spirituellen wird etwas neues, fremdes in die Gestalttherapie hineingetragen. Das ist etwas anderes als eine Übernahme von Gestaltmethoden und -konzepten in ein Seelsorgemodell, wie dies bei K. Lückel (1981) und K. H. Ladenhauf (1988) erfolgte. Autoren wie L. Frambach, Therapeuten wie R. Signer und Kliniker wie H. Galuska haben mit dieser Orientierung IX ein eigenständiges Moment an die Gestalttherapie herangebracht und - da sie keine theoretische Kompatibilität erarbeitet haben - den Gestaltansatz damit wohl auch überschritten. Das muss gesehen werden: hier findet sich eine Entwicklung, die nicht vorschnell der Welle der neuen Spiritualismen zugeordnet werden sollte. Gedanken, wie die von Signer (1986) oder Frambach (1994) sollten auch nicht einfach vom Gestaltansatz »assimiliert« werden. Introjektbildung - etwa in Formen »spiritueller Gestalttherapie« (D. Schurmann), »spirituell-politischer« (vgl. etwa Lütge 1997), »thomistischer Gestalttherapie« (Blankertz 1993) wäre die Folge, ohne dass solche Entwicklungen wirklich »verdaut« wären, um hier die Perlssche Metaphorik zu verwenden.

X. Kulturalistischer Ansatz: Die Arbeiten von H.P. Dreitzel sind originell und durch sein Herkommen von der Soziologie und von H. Plessner bestimmt. Sein Bezug auf den Goodmanschen Fundus der Gestalttherapie liegt deshalb nahe. Er bringt eine Perspektive in die Gestalttherapie, die neu ist und die ich als »kulturalistisch«

kennzeichnen würde. Sie ist mit Goodmans Werk gut, mit dem von Perls weniger gut kompatibel. Ob sie eine Richtung ausbilden wird oder ob die fruchtbaren Gedanken von Dreitzel aufgenommen und entwickelt werden, bleibt abzuwarten.

XI. **Mainstream Gestalt:** Das, was ich unter **Mainstream Gestalt** verstehe, ist einigermassen breit zu sehen und zentriert sich im wesentlichen auf das erlebniszentrierte, z.T. dramatisierend-aktionale Paradigma von F.S: Perls und die Awareness- und Kontaktarbeit von L. Perls. Goodman ist eher marginal zu finden. Es werden zumeist die Positionen 1, 2, 4 und für die klinische Arbeit 3 vertreten. In der **Mainstreamorientierung** sind einerseits reformerische Strömungen zu finden, die die Theorieentwicklung (R. Fuhr) oder die Praxeologie (F. Staemmler) weiter voranzutreiben versuchen, und andererseits stärker traditionalistische Strömungen und Protagonisten, wie in Österreich K.Stoffl-Höll und in der Schweiz P. Schulthess, die das Proprium der »klassischen Gestalttherapie« (z.T., wie bei Stoffl-Höll, auch mit Bezug auf Goodman) zu wahren bestrebt sind und sich gegenüber Öffnungen hin zur klinischen Psychologie, empirischer Forschung und neuen Entwicklungen im eigenen Paradigma zurückhaltend bis ablehnend verhalten. Theoretische Arbeiten und klinische Vertiefungen lassen sich nicht erkennen, weil publizierte Literatur sich praktisch nicht findet. Beim IGW fand sich noch ein starker Bezug auf die Arbeiten von E. Polster, der versucht, den klassischen Ansatz von Perls zu erweitern, wobei er lange im traditionellen Paradigma blieb, dann aber den reformerischen Orientierungen mit seinen Arbeiten zu Fragen der Zeittheorie und des »Lebensromans« zugerechnet werden muss. E. Polster wird aber z. Z. in der IGW-Selbstdarstellung (Erhebung des Wissenschaftsbeirats der Schweizer Therapiecharta 1997) nicht mehr erwähnt, statt dessen erscheint in dieser Selbstdarstellung ein »wilder Eklektizismus« (vgl. VIII.). Für die Schweiz ist eine traditionalistische Position in der Stellungnahme des SVG zum Wissenschaftsverständnis für die Psychotherapie-Charta nachzulesen. Es gibt im **Mainstream**, wie gesagt, auch vielfältige Versuche, den traditionellen Ansatz zu erweitern, oft auch zu reformulieren. Hierhin gehören die verdienstvollen Arbeiten von R. Fuhr, die grössere Rezipierung erfahren sollten. H.P Dreitzel könnte hier gesehen werden, vielleicht B. Bocian, P. Rumpler und F.M. Staemmler, wobei sich bei allen dreien Überschreitungen des Grundparadigmas (1.) der Gestalttherapie anzukündigen scheinen.

3. Feldentwicklung durch »konnektivierende Integration« - neue Wege des Lernens in der Psychotherapie

Das Feld der »Gestalttherapie«, der »Integrativen Therapie« und das Gesamtfeld der Psychotherapie ist in Bewegung. Die Eingriffe der Gesetzgebung wiegen schwer (Petzold 1993r). Die Beschneidung von Pluralität, die Etablierung von »Richtlinienverfahren« - der Begriff ist als solcher schon Aussage genug - bedrohen die Entwicklung der Psychotherapie, ihr emanzipatorisches Potential als »Metapraxis« und »Kulturarbeit« (Petzold 1987d, 1994c). Diese Situation bietet aber auch Herausforderungen und Chancen, die aufgegriffen werden müssen, wenn das Feld der Psychotherapie mit seinen zahlreichen Teilbereichen - z.B. den beiden Grossbereichen: dem der Therapeuten und dem der Patienten (vgl. Gröbelbaur et al. 1998) - mit seinen Orientierungen, Schulen, Organisationen und Institutionen ein »lernendes Feld« bleiben soll, Feldentwicklung stattfinden soll. Es müssen hier ähnliche Prozesse möglich werden wie in »lernenden Organisationen« (Senge 1996) und in Organisationsentwicklungsprojekten (Petzold 1998a): Polyloge, Diskurse,

Gespräche, Kooperationen mit dem Ziel der »konnektivierenden Integration« - und diese erfordert Vielfalt der Auffassungen, die in Ko-respondenz gebracht werden müssen, erfordert organisationale und institutionelle Formen (bei Kliniken, Fachverbänden, Ausbildungseinrichtungen), die ein Ko-respondieren möglich machen, z.B. Institutionsverfassungen, die die Mitwirkung aller im Feld befindlichen Personen und Gruppen gewährleisten (etwa durch die Installierung von Qualitätszirkeln, Informationsschnittstellen, übergreifende Beratungs- und Entscheidungsgremien). Es geht also keineswegs nur um »wissenschaftliche« oder »klinisch relevante« Fragestellungen, sondern auch um Fragen des Demokratieverständnisses in den Einrichtungen und bei den Therapeuten und Therapeutinnen des psychotherapeutischen Feldes in ihrer Theoriebildung und den Formen ihrer Praxis, denn dieses muss die Grundlage des Konnektivierens im Binneraum des Feldes und zu angrenzenden Feldern bieten. Dies erfordert die Erarbeitung und Installierung von »reflexiven Diskursen« (vgl. hier unser Modell des »reflexiven und diskursiven Managements«, Petzold 1998a) zur beständigen Reflexion der eigenen Positionen, die Bereitschaft, sie in Frage stellen zu lassen und sie dem Diskurs auszusetzen. Nur dann sind Entwicklungen möglich, können Fehler vermieden werden, wächst die »Sinnerfassungskapazität« (Petzold 1992a, 489 f.) des Feldes, der einzelnen Richtungen, Schulen und jedes Therapeuten bzw. jeder Therapeutin. Eine optimale Konnektivierung, kokreative Zusammenarbeit bringt Erkenntnisgewinn und neue Möglichkeiten für bessere Behandlungen. In der Psychotherapie müssen deshalb neue Modelle von Organisationen und Institutionen, neue Formen der des Diskurses, der Kommunikation, des Lehrens und Lernens, d.h. des Schaffens von Rahmenbedingungen (im Sinne von Strukturqualität), der Ausbildung und der Generierung von Wissen durch die Verschränkung von Forschung, klinischer Praxis und interdisziplinären bzw. intermethodischen Ko-respondenzen (im Sinne von Prozessqualität) entwickelt werden, in denen »Transqualitäten« entstehen können (Petzold 1998a). Dafür werden neue Foren und Formen notwendig, eine neue »ko-respondierende Kultur«, die sich diskonnektierende, desintegrierende Phänomene im psychotherapeutischen Feld bewusst macht, um sie zu verändern: die bislang dominante Unkultur hegemonialer Dominanz privilegierter Verfahren (Richtlinienverfahren), demokratiearme Ausbildungsinstitutionen, rechthaberische Dispute, apologetische Diskurse, entwertende Polemik oder das chronifizierte Ignorieren der »anderen Position«. Da es um Macht, Einflussphären, Geltungsansprüche, Identitätsfragen, Verletzlichkeiten und immer wieder um die ganz gewöhnliche Schlechtigkeit von Menschen und die »Banalität des Bösen« (H. Ahrend) geht, wird das keine einfache Sache werden mit der »Feldentwicklung«, die konstruktiven Überschreitungen Raum gibt. Die Dynamik des übergeordneten gesellschaftlichen Raumes, die Globalisierung des klinischen Wissens und der Forschung werden aber Umstellungen, Entwicklungen, Innovationen und Veränderung von Überkommenen unausweichlich machen.

Die traditionellen Diskursformen im »Feld« der Psychotherapie sind nach wie vor vom verdeckten Diskurs der normierenden und ausgrenzenden Pastoralmacht (Foucault 1982; Petzold, Orth 1998a) bestimmt. Der hegemoniale Geist zwischen den Schulen wirkt bis in die Theoriebildung, die Behandlungspraxis und in die institutionellen Strukturen und die Didaktik der Ausbildungen. Hier muss vieles anders werden! Der Psychotherapieausbildung kommt hierbei eine Schlüsselfunktion zu. Ausbildungssysteme der Psychotherapie sind aus Praxen entstanden, die sich z.T. im Kontext »totaler Institutionen« mit starken Hierarchien (psychiatrische

Kliniken, medizinische Einrichtungen) und an das Prozedere von Behandlungen angeschlossen haben (vgl. die Lehranalyse in der Psychoanalyse und anderen Schulen, Frühmann, Petzold 1993), welche an Theoriemodellen und Institutionsmodellen orientiert waren, deren theoretische Konsistenz und deren didaktische Ausrichtung unter dem heutigen Blick so nicht mehr haltbar (z.B. für die Theorie Freuds Metapsychologie und für die Ausbildungspraxis das »reporting system« durch Lehranalytiker für den Abschluss der Ausbildung und die fehlende Transparenz von Entscheidungen sowie die Mitwirkungsmöglichkeiten der Ausbildungskandidaten an diesen). Im Bereich der Integrativen Therapie und seiner Ausbildungsinstitutionen FPI/EAG haben wird durch die Einbettung dieser Institutionen in das nordrhein-westfälische Erwachsenenbildungsgesetz, mit seinen Bestimmungen zur beruflichen Weiterbildung - das wohl fortschrittlichste Gesetz seiner Art (Sieper 1985) einen Rahmen gewählt, wo die Mitwirkungsrechte der Ausbildungskandidaten, des Lehrkörpers, der Verwaltungsmitarbeiter gesetzlich festgeschrieben und gewährleistet sind, Kandidatenvertreterinnen ihren festen Platz Einspruchsrecht und Mitwirkungsmöglichkeiten haben. Dies findet sich bislang noch in kaum einem psychotherapeutischen Ausbildungsinstitut und die Entwürfe für die Ausbildungsordnungen und -institutionen, die derzeit für die Umsetzung des bundesdeutschen Psychotherapiegesetzes vorgelegt wurden, muten hier geradezu mittelalterlich an, da Kandidatenvertretungen, ihre Mitwirkungsrechte oder die der Dozenten noch nicht einmal aufscheinen. Psychotherapieausbildungsinstitutionen (öffentlich rechtliche, wie z.B. das Michael Balint Institut in Hamburg, oder private wie HIGW in der Hansestadt oder das IGW in Würzburg, um Einrichtungen einmal exemplarisch für viele zu benennen, müssten verpflichtet werden, ihre Statuten offenzulegen (für FPI/EAG vgl. die Akademieverfassung in Gestalt & Integration 1, 1998) und ihre Organisations- und Ausbildungspraxis transparent zu machen und zu evaluieren. Das sind die Grundlagen für konnektivierende Integrationsprozesse »nach innen« - ihre praktische Umsetzung ist noch schwierig und mühsam genug, wie wir in der institutionellen Arbeit und den organisationalen Umstellungen an FPI/EAG erfahren haben und immer wieder erfahren, und man kommt um die Auseinandersetzung mit Fehlern und Problemen nicht herum.

Der gesetzlich vorgegebene, von einem demokratisch gewählten Parlament beschlossene, also in die verfassungsgemässen Strukturen des Gemeinwesens eingebundene Rahmen der Akademiesatzung ist hier oft hilfreich, manchmal aber auch begrenzend. Wir hatten uns für diese Begrenzung aus prinzipiellen Erwägungen (Sieper 1985; Petzold, Sieper 1993) entschieden - das neue Psychotherapiegesetz wird uns zwingend vorgeschrieben. Genauso, wie die Psychotherapieforschung bemüht ist, die Effizienz von Psychotherapie zu erweisen, muss Ausbildungsforschung bemüht sein, die Effizienz von Psychotherapieausbildung zu belegen, und genauso wie man sich um die Rechte und die Mündigkeit der Patienten auf dem Hintergrund eines fundierten Demokratieverständnisses bemüht, müssen Ausbildungsformen und die Strukturen der Ausbildungsinstitute die Auszubildenden einbeziehen.

In all diesen Fragen steht man noch recht am Anfang, insbesondere mit der Frage, welche Form der Ausbildung denn einen guten Psychotherapeuten heranbildet und welche institutionelle Form eine optimale Mitwirkung und paritätische Zusammenarbeit gewährleistet.

Wir haben die an unserem Institut durchgeführten Ausbildungen mehrfach unter verschiedenen Gesichtspunkten evaluiert, einmal als Gesamtausbildung (Petzold, Hass, Märtens 1995), international die erste umfassende Untersuchung eines

Ausbildungsinstitutes mit all seinen Weiterbildungsprogrammen, weiterhin in Teiluntersuchungen von Curricula (z.B. die Ausbildungen der Psychologen am FPI, vgl. Petzold, Hass, Märtens 1998) oder die Ausbildung von Supervisoren (Petzold, Schigl 1996, Schigl, Petzold 1997). Die Fragen eines Qualitätssicherungssystems wurden auf der Grundlage dieser Studien erarbeitet (Petzold, Hass, Märtens 1997; Hass, Märtens, Petzold 1997), bestimmten Spezialfragen wurde nachgegangen, etwa der Bedeutung der 14 Helfaktoren für die Ausbildung (Brumund, Märtens 1998) oder die Bedeutung der Selbsterfahrung (Petzold, Steffan 1998). Ausserdem werden alle Veranstaltungen des Instituts evaluiert sowie einzelne Schritte der Ausbildung (Petzold 1998).

Die Veröffentlichung dieser qualitätssichernden Forschungsergebnisse (mir sind keine anderen Publikationen von Ausbildungsinstitutionen in dieser Art bekannt) zielen auf Transparenz und Qualitätsentwicklung (Petzold, Orth, Sieper 1995). Deutlich wird bei all diesen Untersuchungen, dass der Bedarf an Vermittlung theoretischer Konzepte und theoretischen Wissens sowie an institutioneller Transparenz und konstitutionalisierter Mitwirkung bei den Ausbildungskandidaten zunimmt, ohne dass das Interesse an und die Wertschätzung für Selbsterfahrung abgenommen hätte (Petzold, Steffan 1998). Es zeigt sich klar, dass wir auch in der Psychotherapie »auf dem Weg in die Wissenschaftsgesellschaft« sind. Für forschungsgestützte Disziplinen - und die Psychotherapie gehört zu ihnen - besteht dabei die Gefahr, dass die Kluft zwischen den Praktikern, die sich oft nicht um Forschung kümmern und den Ausbildungsinstituten, die Forschungsergebnisse nicht vermitteln sowie den Therapieschulen, denen empirische Studien und systematische Theoriearbeit nicht wichtig sind und den Orientierungen, die solche Wissensbestände aufbauen, pflegen und weitervermitteln sowie den in diesen Orientierungen Ausgebildeten immer grösser wird. Die nachindustrielle Gesellschaft als Wissensgesellschaft macht vor der Psychotherapie nicht halt. Hier müssen wir das Feld der Psychotherapie im Kontext gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen sehen und kritisch reflektieren.

Beispielhaft sei hier auf die von der deutschen Bundesregierung in Auftrag gegebenen Studien Delphi I und Delphi II verwiesen. Mit Expertenbefragungen zwischen Herbst 1997 und Frühjahr 1998 zeigen sie, dass es von zentraler Bedeutung ist, mit den wachsenden Wissensmengen umzugehen.

Problemorientierung und Anwendungsbezug des Wissens werden im Vordergrund stehen. Interdisziplinarität bei sachnahen Gebieten (z.B. Psychologie/ Soziologie) und problemorientierte Interdisziplinarität (z.B. Pharmakologie und Psychologie mit Blick etwa auf die Erforschung von Depression) sowie kreative Interdisziplinarität (originelle Fragestellungen und ausgefallene Kombinationen der Zusammenarbeit) sind drei von den Delphi-Studien herausgestellten Typen.

Ich habe in meinen Arbeiten noch das Konzept der Transdisziplinarität (Petzold 1998a) betont, bei dem es durch intensive interdisziplinäre Diskurse zu Emergenzen kommen kann, die neue, disziplinüberschreitende Qualitäten und Erkenntnisse hervorbringen. Gerade im Bereich der Psychotherapie und ihrer angrenzenden Fachgebiete werden diese von den Delphi-Studien aufgezeigten Ansätze von grosser Bedeutung sein und müssen deshalb in psychotherapeutischen Ausbildungen Niederschlag finden. Die Psychotherapie wird insgesamt - Blickt man auf die Aussagen dieser Studien - im »Human relations«- und »Personal development«-Bereich grössere Bedeutung finden, wenn die vorgestellten Prognosen zutreffen, denn von den vier Feldern des allgemeinen Wissens (instrumentelle Kompetenz, wie Fremdsprachen), inhaltliches Basiswissen

(allgemeines Alltagswissen) stehen »personale Kompetenzen« (Selbstbewusstsein, Identität, kritische Auseinandersetzung) und »soziale Kompetenz« (Selbstdarstellung, soziale Beziehungsfähigkeit, sprachliche Kommunikationsfähigkeit) ganz im Zentrum. Wenn die Delphi-Studie zu der Konklusion kommt: »Bildungsziel muss also nicht nur das breite und ganzheitliche Allgemeinwissen werden, sondern insbesondere die Persönlichkeitsentwicklung«, so ist einerseits die Psychotherapie eine der Disziplinen, die hier über grosse Erfahrungen verfügt, die es aber andererseits auch bislang versäumt hat, ihre Methoden und Techniken der Wissensvermittlung, der Förderung von Kompetenzen und Performanzen, der Bedeutung von Selbsterfahrung und kommunikativen und interaktiven Fähigkeiten systematisch zu beforschen, d.h. ihren Wissensfundus auf das eigene System anzuwenden und kritisch zu überprüfen.

Dabei muss allerdings festgehalten werden, dass zu diesen Themen in der Vielfalt der psychotherapeutischen Schulen keinerlei Einigkeit besteht, sondern eine inflationäre Meinungsvielfalt mit in der Regel höchst ideologischem Charakter. Es gibt kaum einen Bereich im Bildungssektor, wo wir mehr arbiträre Ideologien finden, wie in der Weiterbildung von Psychotherapeuten.

Genau deshalb müssen diese Themen angegangen werden und das kann zu Infragestellungen tradierter Vorstellungen führen, von denen sich manche - und ich sage sehr dezidiert »manche«, die sich selbst und Kollegen ihrer Alterskohorte als »die Alten« (Buchholtz, S. 46) attribuieren, das Phänomen gibt es wohl in allen Richtungen, weil Generationenwechsel immer wieder anstehen - nicht trennen wollen oder können. Die Mehrzahl dieser langjährig erfahrenen Kollegen am FPI/EAG haben aber - das ist mein Eindruck - die Faszination am Lernen, an neuen Entwicklungen, an der Forschung, an Konzeptbildung in Formen kollegialen Austausches und gemeinschaftlicher Lerngruppen nicht verloren, sondern bleiben in ko-respondierender Wissensaneignung im Rahmen der integrativen »community« bzw. der »scientific and professional community« von Psychotherapeuten auf dem herakliteschen Weg. Dieser gibt Unterschieden, ja Gegensätzlichkeiten Raum, weil man sich um eine »repektvolle diskursive Kultur« bemüht, die Fehler aufzeigt, aber nicht nachträgt, weil man in der Vernetzung bleiben will. Man muss »Miteinander in Verschiedenheit« wollen. Hier folge ich - wie in manchem anderen - Leibowitz (1992). Leider findet man eine solche Haltung oder wenigstens ein solches Bemühen noch zu wenig.

Die nachkommenden Ausbildungskandidaten, die neuen Generationen von Psychotherapeuten werden nicht mehr nur in vorbereiteten Bahnen gehen können, sie werden aktiv neue Wege beschreiten, ja sie kokreativ gestalten müssen, um ein beständig lernendes und damit innovatives »Feld« konnektivierter Psychotherapie zu schaffen, nicht nur zwischen den Schulen und Orientierungen, zwischen alten und jungen Kolleginnen und Kollegen, zwischen den Protagonisten dissenter Positionen sondern für diese alle, für sich und ihre Patientinnen und Klienten, denn sie alle sind Teil des Feldes und Basis für eine kokreative Feldentwicklung.

Literatur

Bastine, R. (Hrsg.), Klinische Psychologie, Bd. 2, Kohlhammer, Stuttgart 1992.

Beck, U., Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt 1986.

Beck, U., Auf der Suche nach der sozialen Wirklichkeit, Suhrkamp, Frankfurt 1997.

Beck, U., Was ist Globalisierung? Suhrkamp, Frankfurt 1997.

Becker, P., Seelische Gesundheit und Verhaltenskontrolle. Eine integrative Persönlichkeitstheorie und ihre klinische Anwendung, Hogrefe, Göttingen 1995.

Becker, K., Sachse, R., Therapeutisches Verstehen: effektive Strategien der Informationsverarbeitung bei Therapeuten, Hogrefe, Göttingen 1998.

Bellmann, H., Spinnen, Naturbuchverlag, Augsburg 1992.

Berlin, I., Wirklichkeitssinn. Ideengeschichtliche Untersuchungen, Berlin Verlag, Berlin 1998.

Bischof, N., Erkenntnistheoretische Grundlagenprobleme der Wahrnehmungspsychologie, in: Metzger, W., Handbuch der Psychologie, Bd. I, Hogrefe, Göttingen 1966a, 19742, 21-78.

Bischof, N., Psychophysik der Raumwahrnehmung, in: Metzger, W., Erke, H., Handbuch der Psychologie, Bd I, 1: Wahrnehmung und Bewusstsein, Hogrefe, Göttingen 1966b, 307-408.

Bischof, N., Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben, Pieper, München 1996.

Blankertz, St., Kritischer Pragmatismus, Zur Soziologie Paul Goodmans, Verlag Die Büchse der Pandora, Wetzlar 1983.

Blankertz, St., Vernunft ist Widerstand. Thomas von Aquin und die Theorie der Gestalttherapie, EHP, Köln 1993.

Blaser, A., Heim, E., Ringer, Ch., Thommen, M., Problemorientierte Psychotherapie. Ein integratives Konzept, Huber, Bern 1992.

Bretz, J.H., Heekerens, H.-P., Schmitz, B., Eine Metaanalyse der Wirksamkeit von Gestalttherapie, Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie 42 (1994) 241-260.

Bristowe, W., The world of spiders, Collins New Naturalist, London 19712.

Bronfenbrenner, U., ...kologische Sozialisationsforschung, Klett, Stuttgart 1976.

Brumund, L., Märtens, M., Die 14 Heilfaktoren in der »Integrativen Therapie« und ihre Bedeutung im Urteil der Therapeuten, Gestalt und Integration (1997/98).

Buchholtz, F., Die europäischen Quellen des Gestaltbegriffs, in: Petzold, Schmidt (1985) 19-42.

Buchholtz, F., Gestalt und Integration - ein Diskussionsbeitrag zur Klausurtagung des FPI-Lehrkörpers am 27.01.1989, Gestalt-Bulletin 2 (1988) 51-54

Buchholtz, F., Gestalt und Integration II, Gestalt (Schweiz) 32 (1998) 44-47.

Bunge, M., Emergence and the mind, Neuroscience 2 (1977) 501-510.

Caspar, F., Rothenfluth, Th., Segal, Z.V., The appeal of connectionism of clinical psychology, Clinical Psychology Review 12 (1992) 719-762.

Cohn, R., Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion, Klett, Stuttgart 1975.

Damasio, A., Descartes Irrtum. Fühlen, Denken und Handeln des menschlichen Gehirns, List, München 1994.

Daser, E., Der Integrationsbegriff in der Psychoanalyse, Forum der Psychoanalyse 2 (1991) 98-110

Dauk, E., Denken als Ethos und Methode. Foucault lesen, Reimer, Berlin 1989.

Deleuze, G., Guattari, F., Rhizom, Paris 1976; dtsh. Rhizom, Merve, Berlin 1977.

Derrida, J., Positions, Minuit, Paris 1972a; dtsh. Positionen, Böhlau, Graz 1986.

Derrida, J., Die Stimme und das Phänomen, Frankfurt 1979.

Dreitzel, H.P., Reflexive Sinnlichkeit - Mensch, Umwelt, Gestalttherapie, Edition Humanistische Psychologie, Köln 1992.

Dreyfus, H.L., Rabinow, P., Michel Foucault: Beyond hermeneutics and structuralism, University of Chicago Press, Chicago 1982; dtsh.: Jenseits von Strukturalismus und

Hermeneutik, Beltz-Athenäum, Weinheim 19942.

Eisler-Stehrenberger, K., Kreativer Prozess - Therapeutischer Prozess, in: Petzold, Orth (1990a) 113-168.

Fagan, J., Shepherd, I., Gestalt Therapy now, Harper & Row, New York 19712.

Fodor, J.A., The modularity of mind, MIT Press, Cambridge 1983.

Fodor, J., Pylyshyn, Z., Connectionism and cognitive architecture: A critical review, Cognition 28 (1988) 3-71.

Foucault, M., Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt 1971, 1973.

Foucault, M., Mikrophysik der Macht. über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin, Merve, Berlin 1976.

Foucault, M., Der Staub und die Wolke, Impuls, Bremen 1982.

Foucault, M., Die Sorge um sich, Bd. III, Suhrkamp, Frankfurt 1986, 1989.

Frambach, L., Identität und Befreiung in Gestalttherapie, Zen und Christlicher Spiritualität, Via Nova, Petersberg 1994.

Frühmann, R., Petzold, H.G., Lehrjahre der Seele, Junfermann, Paderborn 1993a.

Gaines, J., Fritz Perls - Here and now, Celestial Arts, Millbrae 1979.

Garfield, S.L., Eclectic Psychotherapy: A common factors approach, in: Norcross, Goldfried (1992) 162-195

Geuter, U., Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, Suhrkamp, Frankfurt 1984.

Giddens, A., The consequences of modernity, Stanford Univ. Press, Stanford 1990.

Giddens, A., Modernity and self-identity. Self and society in the late modern age, Polity Press, Cambridge 1991.

Giddens, A., Konsequenzen der Moderne, Suhrkamp, Frankfurt 1997.

Grawe, K., Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre, Psychologische Rundschau 3 (1992) 132-162.

Grawe, K., Therapeuten: unprofessionelle Psychospieler? Psychologie Heute 6 (1992) 22-28.

Grawe K., Psychologische Therapie, Hogrefe, Göttingen 1998.

Grawe, K., Donati, R., Bernauer, P., Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession, Hogrefe, Göttingen 1994.

Gröbelbaur, G., Petzold, H.G., Gschwend, I., Patienten als »Partner« oder als »Widersacher« und »Fälle«. über die Beziehung zwischen Patienten und Psychotherapeuten - kritische Gedanken und Anmerkungen, in: Petzold, Orth (1998a).

Habermas, J., Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, 1971, in: Habermas, Luhmann (1971).

Habermas, J., Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Suhrkamp, Frankfurt 1981.

Habermas, J., Luhmann, E., Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Was leistet die Systemforschung, Suhrkamp, Frankfurt 1971.

Hand, I., Wittchen, H.U. (Hrsg.), Verhaltenstherapie in der Medizin, Springer, Berlin 1989.

Harrington, A., »Re-enchanting science«. German holism from Wilhelm II. to Hitler, Princeton University Press, Princeton 1996.

Hass, W., Petzold, H.G., Märten, M., Akzeptanzstudie zur Einführung eines Qualitätssicherungssystems in der ambulanten Integrativen Psychotherapie aus Therapeutesicht, in: Laireiter, A., Vogel, H. (Hrsg.), Qualitätssicherung in der Psychotherapie - ein Werkstattbuch, DGVT-Verlag, Tübingen 1998 (in Vorb.).

Huber, W., Probleme, Ängste und Depressionen. Beratung und Therapie bei psychischen Störungen, Huber, Bern 1992.

IGW, Institut für Integrative Gestalttherapie, Stellungnahme zur »Erhebung des Wissenschaftsbeirats der Charta«, Zürich o. J. [1997].

Iljine, V.N., Petzold, H.G., Sieper, J., Kokreation - die leibliche Dimension des Schöpferischen - Aufzeichnungen aus gemeinsamen Gedankengängen, in: Petzold, Orth (1990a) 203-212.

Jonas, H., Das Prinzip Verantwortung, Suhrkamp, Frankfurt 1984.

Kanfer, F.H., Basiskonzepte in der Verhaltenstherapie: Veränderungen der letzten 30 Jahre, in: Hand, Wittchen (1989) 1-13.

Kanfer, F., Phillips, J.S., Lerntheoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie, Kindler, München 1975.

Kaul, A., Die Wertorientierung. Die ideengeschichtliche Bedeutung von Wertorientierungen im Psychotherapieschulervergleich, Psychotherapeut 43 (1998) 32-38.

Kelso, J.A.S., Dynamic patterns. The self-organization of brain and behavior, MIT-Press, Cambridge, Massachusetts 1995.

Kleist, H. v., über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, München/Wien 1977 (Orig. wahrscheinlich 1805/1806).

Koffka, K., Principles of gestalt psychology, Kegan, Paul French, London 1935.

Köhler, W., Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand, Verhandlungen der Philosophischen Akademie, Erlangen 1924.

Kristeva, J., Die Revolution der poetischen Sprache, Suhrkamp, Frankfurt 1978.

Kuhn, Th., The structure of scientific revolutions, Chicago University Press, Chicago 1970; dtsh. Die Struktur der wissenschaftlichen Revolution, Suhrkamp, Frankfurt 1976, 1979.

Kühn, R., Petzold, H.G., Psychotherapie und Philosophie, Junfermann, Paderborn 1991.

Ladenhauf, K.H., Integrative Therapie und Gestalttherapie in der Seelsorge, Junfermann, Paderborn 1988.

Lazar, M., Netzwerktheorie. Möglichkeiten für die psychiatrische Wissenschaft, Pabst Science Publ., Lengerich 1996.

Leibowitz, Y., Judaism, human values and the jewish state, Havard University Press, Boston 1992.

Lévi-Strauss, C., Strukturele Anthropologie, Suhrkamp, Frankfurt 1958, 1972.

Lewin, K., Feldtheorie in den Sozialwissenschaften, Huber, Bern 1963.

Lückel, K., Begegnung mit Sterbenden, Kaiser, München 1981.

Lütge, M., Wachstum der Gestalttherapie und Jesu Saat im Acker der Welt. Psychotherapie als Selbsthilfe, Peter Lang, Frankfurt 1997.

Lyotard, J.-F., Der Widerstreit, Fink, München 1987.

Maciejewski, F., Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Beiträge zur Habermas-Luhmann-Diskussion, 3 Bde., Suhrkamp, Frankfurt 1974, 1975.

Margraf, J., Lehrbuch der Verhaltenstherapie (2 Bde.), Springer, Berlin 1996.

Märtens, M., Client«s and symptoms perceived from three different perspectives: Do this perspectives measure the same thing? XIV International Conference of the Society for the Exploration of Psychotherapy Integration, Madrid, 2.-5. July 1998, Proceedings 1998.

Märtens, M., Petzold, H.G., Perspektiven der Psychotherapieforschung und Ansätze für integrative Orientierungen, Integrative Therapie 1 (1995a) 7-44.

Märtens, M., Petzold, H.G., Psychotherapieforschung und

kinderpsychotherapeutische Praxis, 1995b, in: Metzmacher, Petzold, Zaepfel (1995) 345-394.

Märtens, M., Petzold, H.G., Wer und was wirkt wie in der Psychotherapie? Mythos »Wirkfaktoren« oder hilfreiches Konstrukt? Integrative Therapie 1 (1998) 98-110.

Märtens, M., Petzold, H.G. (Hrsg.), Therapieschäden, Grünewald, Mainz 1998c (in Vorb.)

Mathiesen, U., Das Dickicht der Lebenswelt und die Theorie des kommunikativen Handelns, Fink, München 1983.

Metzger, W., Psychologie, Steinkopff, Darmstadt 19633.

Metzger, W., Gesetze des Sehens, Kramer, Frankfurt 1953, 1975.

Metzinger, T., Bewusstsein - Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie, Schönigh, Paderborn 1995.

Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (Hrsg.), Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Theorie und Praxis der Integrativen Kindertherapie, Bd. 1, Junfermann, Paderborn 1995.

Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (Hrsg.), Praxis der Integrativen Kindertherapie. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis, Bd. 2, Junfermann, Paderborn 1996.

Metzmacher, B., Zaepfel, H., Methodische Zugänge zu kindlichen Erfahrungswelten von heute, in: Metzmacher et al. (1995) 75-130.

Moreno, J.L., Who shall survive? A new approach to the problem of human interrelations, Nervous and Mental Disease Publ. Co., Washington 1934; erw. Ausg. Beacon House, Beacon 1953.

Morin, E., Ein konzeptueller Rahmen für Transdisziplinarität, Integrative Therapie 1/2 (1997) 12-16.

Nicolescu, B., La transdisciplinaritæ. Manifēste, Editions du Rocher, Paris 1996.

Norcross, J.C., Goldfried, M.R. (eds.), Handbook of psychotherapy integration, Basic Books, New York 1992.

Orlinsky, D.E., Howard, K.I., A generic model of psychotherapy, J. of Integrative and Eclectic Psychotherapy 6 (1986) 6-27; dtsh. Integrative Therapie 8 (1988) 281-308.

Orth, I., Integration als persönliche Lebensaufgabe, in: Petzold, Sieper (1993a) 371-384.

Orth, I., Petzold, H.G., Metamorphosen - Prozesse der Wandlung in der intermedialen Arbeit der Integrativen Therapie, 1990c, in: Petzold, Orth (1990a) II, 721-774; auch verk.in: Integrative Therapie 1/2, 53-93 und Forum für Kunsttherapie, 9-31.

Orth, I., Petzold, H.G., Zur »Anthropologie des schöpferischen Menschen«, in: Petzold, Sieper (1993a) 93-116.

Orth, I., Petzold, H.G., Sieper, J., Ideologeme der Macht in der Psychotherapie - Reflexionen zu Problemen und Anregungen für alternative Formen der Praxis, 1995b, in: Petzold, Orth, Sieper (1995a) 119-179.

Perls, F.S., Ego, hunger and aggression, Durban 1942; 2. Aufl. Allen & Unwin, London 1947; Random House, New York 1969; dtsh. Das Ich, der Hunger und die Aggression, Klett, Stuttgart 1978.

Perls, F.S., Cowichan lecture on Gestalt Therapy and integration, Lake Cowichan 1969a.

Perls, F.S., Gestalt Therapy Verbatim, Real People Press, Lafayette 1969b; dtsh. Gestalttherapie in Aktion, Klett, Stuttgart 1974, 1986.

Perls, F.S., In and out the garbage pail, Real People Press, Lafayette 1969c; dtsh. Gestalt-Wahrnehmung. Verworfenes und Wiedergefundenes aus meiner Mülltonne.

Verlag f. Humanist. Psychol. W. Flach, Frankfurt 1981.

Perls, F.S., Hefferline, R.F., Goodman, P., Gestalt Therapy, Julian Press, New York 1951; Dell, New York 1965.

Petzold, H.G., Therapie du mouvement, training r elaxatif, thymopratique et éducation corporelle comme integration, Paris 1970c.

Petzold, H.G., Möglichkeiten der Psychotherapie bei drogenabhängigen Jugendlichen, 1971c, in: G. Birdwood, Willige Opfer, Rosenheim 1971, 212-245.

Petzold, H.G., Gestalttherapie und Psychodrama, Nicol, Kassel 1973a.

Petzold, H.G. (Hrsg.), Psychotherapie und K rperdynamik, Junfermann, Paderborn 1974j, 7. Auflage 1994.

Petzold, H.G., Humanistische Psychologie - Was ich darunter verstehe. DGHP-Nachrichten 1 und Integrative Therapie 2 (1977q) 128-141.

Petzold, H.G., Das Ko-respondenzmodell in der Integrativen Agogik, Integrative Therapie 1 (1978c) 21-58; revid. und erw. (1991e).

Petzold, H.G., Lewin und Moreno, 1978e, Gruppendynamik 9 (1978) 208-211.

Petzold, H.G., Psychodrama, Therapeutisches Theater und Gestalt als Methoden der Interventionsgerontologie und der Alterspsychotherapie, 1979b, in: Petzold/Bubolz (1979) 147-260.

Petzold, H.G., Zur Situation der Gestalttherapie - ein Interview. Gestaltbulletin 3 (1979h) 67-78 (erstveröffentlicht; PSY. Fachschaft Psychologie Trier 6 (1978) 23-28.

Petzold, H.G., Psychodrama-Therapie. Theorie, Methoden, Anwendung in der Arbeit mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979k, 2. Aufl. 1985.

Petzold, H.G., Einleitung zu Perls, F.S., Gestalt, Wachstum, Integration, Junfermann, Paderborn, 1980h, 7-16.

Petzold, H.G., Moreno - nicht Lewin, der Begründer der Aktionsforschung, 1980j, Gruppendynamik 2 (1980) 142-160.

Petzold, H.G., Moreno und Lewin und die Ursprünge der psychologischen Gruppenarbeit, 1980k, Zeitsch. f. Gruppenpädagogik 6 (1980) 1-18; Nachdr. in Schwalbacher Blätter 3 (1981) 96-112.

Petzold, H.G., Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit, 1981 e, in: Bachmann, C., Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1981, 214-219

Petzold, H.G., Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, therapeutisches Theater, Hippokrates, Stuttgart 1982a.

Petzold, H.G., Methodenintegration in der Psychotherapie, Junfermann, Paderborn 1982g.

Petzold, H.G., Was ist und woher kommt die Humanistische Psychologie? Humanisierung des Krankenhauses, 1983l, Schwerpunktheft II, Z. f. Humanist. Psychol. 3/3 (1983) 4-12.

Petzold, H.G. (Hrsg.), Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. Ein Handbuch. 2 Bde., Junfermann, Paderborn 1984a.

Petzold, H.G., Psychodrama. Die ganze Welt ist eine Bühne, 1984b, in: Petzold (1984a) Bd. 1, 111-216.

Petzold, H.G., Die Gestalttherapie von Fritz Perls, Lore Perls und Paul Goodman, Integrative Therapie 1/2 (1984h) 5-72.

Petzold, H.G., Die klassische Gestalttherapie, 1985j, in: Toman, W., Egg, R. (Hrsg.), Psychotherapie. Ein Handbuch, Kohlhammer, Stuttgart, Bd. 1, 1985, 178-200.

Petzold, H.G., Gestalttherapie - Fragen, Wege und Horizonte. Abschliessende Überlegungen zur ersten deutschen Tagung für Gestalttherapie, 1985p, in: Petzold, Schmidt (1985) 74-96.

Petzold, H.G., Trends and Developments of Gestalt Therapy in Europe - European Sources of Gestalt Therapy, 1985s, Bulletin van de Nederlandse Vereniging voor Gestalttherapie 1 (1985) 14-27.

Petzold, H.G., Kunsttherapie und Arbeit mit kreativen Medien - Wege gegen die »multiple Entfremdung« in einer verdinglichenden Welt, in: Richter, K. (Hrsg.), Psychotherapie und soziale Kulturarbeit - eine unheilige Allianz? 1987d, Schriftenreihe des Instituts für Bildung und Kultur, Bd. 9, Remscheid, 38-95; repr. in: Matthies, K., Sinnliche Erfahrung, Kunst, Therapie, Bremer Hochschulschriften, Univ. Druckerei, Bremen 1988.

Petzold, H.G., Zu Paul Goodmanns Ausstieg aus der Gestalttherapie und der »Psychoszene«. Gestalt-Bulletin 1 (1987f) 102-105.

Petzold, H.G., Rückschritte der Gestalttherapie, Integrative Therapie 4 (1987h) 440-446.

Petzold, H.G., Integrative Therapie als intersubjektive Hermeneutik bewusster und unbewusster Lebenswirklichkeit, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1988a; revid. (1991a) 153-332.

Petzold, H.G., Zur Hermeneutik des sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucks in der Integrativen Therapie, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1988b (erw. in 1991a, 91-152).

Petzold, H.G., Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I/1 und I/2, Junfermann, Paderborn 1988n; 3. revid. und überarbeit. Auflage 1996a.

Petzold, H.G., Gestalt und Rhizom - Marginalien zu Einheit und Vielfalt in der Integrativen Therapie, Gestalt & Integration, Gestalt-Bulletin 1 (1989a) 34-50; repr. in: Petzold (1991a) 397-411.

Petzold, H.G., Zeitgeist als Sozialisationsklima - zu übergreifenden Einflüssen auf die individuelle Biographie, Gestalt und Integration 2 (1989f) 140-150.

Petzold, H.G., »Form und Metamorphose« als fundierende Konzepte für die Integrative Therapie mit kreativen Medien - Wege intermedialer Kunstpsychotherapie, 1990b, in: Petzold, Orth (1990a) II, 639-720.

Petzold, H.G., Selbsthilfe und Professionelle - Gesundheit und Krankheit, Überlegungen zu einem »erweiterten Gesundheitsbegriff«, Vortrag auf der Arbeitstagung »Zukunftsperspektiven der Selbsthilfe«, 8.-10.6.1990, Düsseldorf, Dokumentation, 1990i, auch in: Petzold, Schobert (1991) 17-28.

Petzold, H.G., Ethische Konzepte für die Psychotherapie - Die diskursive und situationsbezogene Ethik der Integrativen Therapie, 1990n, Gestalt 9 (Zürich) (1990) 6-12; revid. Petzold (1992a) 500-515.

Petzold, H.G., Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie, Junfermann, Paderborn 1991a.

Petzold, H.G., Das Ko-respondenzmodell als Grundlage der Integrativen Therapie und Agogik 1991e; überarbeitet und erw. von (1978c); in: Petzold (1991a) 19-90.

Petzold, H.G., Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen, 1991o in: Petzold (1991a) 333-395.

Petzold, H.G., Der »Tree of Science« als metahermeneutische Folie für die Theorie und Praxis der Integrativen Therapie, 1991k, Fritz Perls Institut, Düsseldorf, repr. Petzold (1992a) 457-64.

Petzold, H.G., Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 2: Klinische Theorie, Junfermann, Paderborn 1992a.

Petzold, H.G., Das »neue« Integrationsparadigma in Psychotherapie und klinischer Psychologie und die »Schulen des Integrierens« in einer »pluralen therapeutischen Kultur«, 1992g, in: Petzold (1992a) 927-1040.

Petzold, H.G., Gestalttherapie/Integrative Therapie, 1992k, in: Battegay, R., Glatzel, J., Pöldinger, W., Rauchfleisch, U., Handwörterbuch der Psychiatrie, Enke, Stuttgart 1992, 221-224; revid. von 1984f.

Petzold, H.G., Die Bedeutung der Charta für die Zukunft der Psychotherapie und deren Auswirkungen in Europa, Vortrag zur Unterzeichnung der Charta am 10.03.1993, Zürich, 1992q, ersch. in: Forum Psychotherapie 2 (Zürich 1993) 17-19 und Gestalt 17 (Zürich 1993) 38-39.

Petzold, H.G., Für und wider die Gestalt«therapie«, 1992r, Christlich Pädagogische Blätter 2 (1992) 95-98.

Petzold, H.G., Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 3: Klinische Praxeologie, Junfermann, Paderborn 1993a.

Petzold, H.G., Frühe Schädigungen, späte Folgen? Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 1, Junfermann, Paderborn 1993c.

Petzold, H.G., Grundorientierungen, Verfahren, Methoden - berufspolitische, konzeptuelle und praxeologische Anmerkungen zu Strukturfragen des psychotherapeutischen Feldes und psychotherapeutischer Verfahren aus integrativer Perspektive, Integrative Therapie 4 (1993h) 341-379 und in: Hermer, M. (Hrsg.), Psychologische Beiträge, Pabst Science Publishers, Lengerich 1994, 248-285.

Petzold, H.G., Ethische Fragestellungen in der Psychotherapeutenausbildung an FPI und EAG, 1993l, in: Petzold, Sieper (1993a) 687-693.

Petzold, H.G., Zur Frage nach der »therapeutischen Identität« in einer pluralen therapeutischen Kultur am Beispiel von Gestalttherapie und Integrativer Therapie - überlegungen (auch) in eigener Sache, 1993n, in: Petzold, Sieper (1993a) 51-92.

Petzold, H.G., Leben als Integrationsprozess und die Grenzen des Integrierens, 1993o, in: Petzold, Sieper (1993a) 385-394.

Petzold, H.G., Metapraxis: Die »Ursachen hinter den Ursachen« oder das »doppelte Warum« - Skizzen zum Konzept »multipler Entfremdung« und einer »anthropologischen Krankheitslehre« gegen eine individualisierende Psychotherapie, 1994c, in: Hermer, M. (Hrsg.), Die Gesellschaft der Patienten, dgvt, Tübingen 1995, 143-174.

Petzold, H.G., Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2, Junfermann, Paderborn 1994j.

Petzold, H.G., Entwicklungen in der Gestalttherapie von Fritz Perls, in: Freiler, Ch. et al., 100 Jahre Fritz Perls, Internationale Psychotherapietagung der Fachsektion für Integrative Gestalttherapie ...AGG, Facultas, Wien 1994l, 15-72.

Petzold, H.G., Stellungnahme zur Erhebung des Wissenschaftsbeirats des SPV, Gestalt 21 (1994m) 55-65.

Petzold, H.G., Schulenübergreifende Perspektiven zu einer integrierten Psychotherapie und einer allgemeinen Psychotherapiewissenschaft - der Beitrag von Gestalttherapie und Integrativer Therapie, in: Berufsverband deutscher Psychologen (Hrsg.), Gegenwart und Zukunft der Psychotherapie im Gesundheitswesen, Deutscher Psychologen Verlag, Bonn 1995h, 71-94.

Petzold, H.G., Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, »Kulturarbeit« - Werkstattbericht mit persönlichen und prinzipiellen Überlegungen aus Anlass der Tagebücher von Victor Klemperer, dem hundertsten Geburtstag von Wilhelm Reich und anderer Anstöße, Integrative Therapie 4 (1996j) 371-450.

Petzold, H.G., Der »Andere« - das Fremde und das Selbst. Tentative, grundsätzliche und persönliche Überlegungen für die Psychotherapie anlässlich des Todes von Emmanuel Lévinas (1906-1995), Integrative Therapie 2/3 (1996k) 319-349.

Petzold, H.G., Soziotherapie - ein Beruf ohne Chance? 1997c in: Sticht, U. (Hrsg.),

Gute Arbeit in schlechten Zeiten - Suchtkrankenhilfe im Umbruch, Lambertus, Freiburg 1997, 57-115.

Petzold, H.G. (Hrsg.), Schwerpunktheft 25 Integrative Therapie in Deutschland, Integrative Therapie 3-4 (1997m).

Petzold, H.G., Editorial: Supervision, Organisationsentwicklung und globalisierte Moderne, Integrative Therapie 1-2 (1997t) 3-11.

Petzold, H.G., »Gestalt Therapy and Cybernetics« - ein verschollener Text von Fritz Perls, vorgestellt und kommentiert aus integrativer Sicht, 1997s, Gestalt (Schweiz) 30 (1997) 53-62.

Petzold, H.G., Integrative Supervision und Organisationsentwicklung, Band I, Junfermann, Paderborn 1998a.

Petzold, H.G., Editorial Schwerpunktheft »Reich, Ferenczi, Rank«, Integrative Therapie 2 (1998)

Petzold, H.G., Beek, Y van, Hoek, A.-M. van der, Grundlagen und Grundmuster »intimer Kommunikation und Interaktion« - »Intuitive Parenting« und »Sensitive Caregiving« von der Säuglingszeit über die Lebensspanne, 1994a, in: Petzold (1994j) 491-646.

Petzold, H.G., Bubolz, E., Psychotherapie mit alten Menschen, Junfermann, Paderborn 1979.

Petzold, H.G., Hass, W., Jakob, S., Märtens, M., Merten, P., Evaluation in der Psychotherapieausbildung: Ein Beitrag zur Qualitätssicherung in der Integrativen Therapie, 1995, in: Petzold, Orth, Sieper (1995) 180-223.

Petzold, H.G., Hass, W., Märtens, M., Qualitätssicherung durch Evaluation in der Psychotherapieausbildung. Ein Beitrag aus dem Bereich der Integrativen Therapie, in: Laireiter, A., Vogel, H. (Hrsg.), Qualitätssicherung in der Psychotherapie - ein Werkstattbuch, DGVT-Verlag, Tübingen 1998 (in Vorb.).

Petzold, H.G., Märtens, M., Psychotherapieforschung und die Praxis der Psychotherapie, Junfermann, Paderborn 1998 (in Vorb.).

Petzold, H.G., Märtens, M., Hass, W., Steffan, A., Bericht des Forschungsinstituts an der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Gestalt und Integration (1997/98)

Petzold, H.G., Märtens, M., Steffan, A., BDP-Prüfkriterien für psychotherapeutische Behandlungsmethoden, Gestalt und Integration (1997/98).

Petzold, H.G., Mathias, U., Rollenentwicklung und Identität - Die sozialpsychiatrische Rollentheorie J.L. Morenos, Junfermann, Paderborn 1983.

Petzold, H.G., Orth, I. (Hrsg.), Poesie und Therapie. über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten, Junfermann, Paderborn 1985.

Petzold, H.G., Orth, I., Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde., Junfermann, Paderborn 1990a; 3. Aufl. 1994.

Petzold, H.G., Orth, I., Das Konflux-Modell und die Arbeit mit kokreativen Prozessen in Teamsupervision und Organisationsberatung, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1996b; erw. Kunst & Therapie 1 (1997) 1-46; erw. in: Petzold (1998a)

Petzold, H.G., Orth, I., Integrative Therapie im Kontext. Schulenübergreifende Dialoge im »neuen Integrationsparadigma«: Vielfalt erhalten - Schulen des Integrierens - Humantherapie, 1997c, Integrative Therapie 3 (1997) 226-242.

Petzold, H.G., Orth, I. (Hrsg.), Mythen in der Psychotherapie. Psychotherapie, Ideologie, Macht, Junfermann, Paderborn 1998a (im Druck).

Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J. (Hrsg.), Qualitätssicherung und Didaktik in der therapeutischen Aus- und Weiterbildung, Sonderausgabe Gestalt und Integration,

- FPI- Publikationen, Düsseldorf 1995a.
- Petzold, H. G., Petzold, Ch« Soziotherapie als methodischer Ansatz in der Integrativen Therapie, 1993a, in- Petzold, Sieper (1 993a) 459-482.
- Petzold, H.G., Rodriguez-Petzold, F., Sieper, J.,«Supervisorische KultuC und Transversalität - Grundkonzepte Integrativer Supervision, Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1996a; erw. Integrative Therapie 1-2 (1997) 17-591 Teil 11. Integrative Therapie 4 (1997) 472- 511 und in-. Petzold (1 998a).
- Petzold, H. G., Schigl, B., Evaluation eines Supervisionslehrgangs für Altenarbeit, Forschungsbericht des Osterreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, hrsg. v. Dr.-Karl-Kummer-Institut f. Sozialpolitik und Sozialreform, Wien 1996.
- Petzold, H.G., Schmidt, Chr J. 1985 (Hrsg.) Gestalttherapie - Wege und Horizonte, Junfermann, Paderborn.
- Petzold, H.G., Schobert, R., Selbsthilfe und Psychosomatik, Junfermann, Paderborn 1991.
- Petzold, H.G., Schuch, W, Grundzüge des Krankheitsbegriffes im Entwurf der Integrativen Therapie, in: Pritz, Petzold (1992) 371-486.
- Petzold, H.G., Sieper, J., Die FPI-Spirale - Symbol des »heraklitischen Weges«, Gestalttherapie & Integration, Gestalt-Bulletin 2 (1988b), 5-33.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (Hrsg.), Integration und Kreation, Junfermann, Paderborn 1993a; 2. Auflage 1996.
- Petzold, H, G« Sieper, J., Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen, Gestalt und Integration (1997/98).
- Petzold, H.G., Sieper, J., Rodriguez-Petzold, F., Das Wissenschaftsverständnis und die Therapie- und Forschungsorientierung der Integrativen Therapie - Stellungnahme zur Erhebung des Wissenschaftsbeirates des SPV, in- Petzold, Orth, Sieper (1 995a) 93-111.
- Plaum, E.F., Eklektizismus in der Psychologie, Aktuelle Diskussionsbeiträge, Asanger, Heidelberg 1988.
- Polster, E., Polster, V, Gestalttherapie. Theorie und Praxis der Integrativen Gestalttherapie, Kindler, München 1975.
- Portele, H., Gestalttheorie, Theorie der Autopolese und Gestalttherapie, Gestalt Theory 7 (1985) 245-258.
- Portele, H., Gestalt-Theorie, Gestalt-Therapie und Theorien der Selbstorganisation, Gestalttherapie 1 (1987) 25-29.
- Portete, H« Gestalttheorie, Theorie der Autopoiese und Gestalttherapie, Gestalt Theory 7 (1985) 245-258.
- Prinz, W, Ganzheits- und Gestaltpsychologie und Nationalsozialismus, in-. Lundgreen, P. (Hrsg.), Wissenschaft im 111. Reich, Frankfurt 1985.
- Pritz, A., Petzold, H. G., Der Krankheitsbegriff in den psychotherapeutischen Schulen, Junfermann, Paderborn 1992.
- Rapaport, D., The structure of psychoanalytic theory- A systematizing attempt, Int. Univ. Press, New York 1960; dtsh. Die Struktur der psychoanalytischen Theorie, Klett, Stuttgart 1970.
- Revenstorf, D., Klinische Hypnose, Springer, Berlin 1990.
- Ricoeur, P., Hermeneutik und Strukturalismus, Kbsel, MOnchen 1973.
- Ricoeur, P., Der Text als Modell: Hermeneutisches Verstehen, in.. Gadamer, H. G, Boehm, G., Seminar Die Hermeneutik und die Wissenschaften, Suhrkamp, Frankfurt 1978, 1980, 83- 117.
- Rorty, R., Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie, Suhrkamp, Frankfurt

1981.

Rorty, R., Contingency, irony and solidarity, Cambridge University Press, New York 1989.

Rosenblatt, D.O., TCjren 6ffnen. Was geschieht in der Gestalttherapie? Edition Humanistische Psychologie, K61n 1986.

Rumelhart, D., McClelland, J., Parallel distributed processing- Studies on the microstructure of cognition, MIT Press, Cambridge 1986.

Rutter, M., Studies of psychosocial risk. The power of longitudinal data, Cambridge 1988.

Rutter, M., Rutter, M., Developing minds. Challenge and continuity across the life span, Penguin Books, London 1992.

Salber, W., Der psychische Gegenstand. Untersuchungen zur Frage des psychologischen Erfassens und Klassifizierens, Bouvier, Bonn 1959.

Salber, W., Konstruktion psychologischer Behandlung, Bouvier, Bonn 1980.

Schigl, B., Petzold, H. G., Evaluation einer Ausbildung in Integrativer Supervision mit Vertiefungsschwerpunkt fCjr den klinisch-geriatrischem Bereich - ein begleitendes Forschungsprojekt, Integrative Therapie 1-2 (1997) 85-145.

Schmid, H., Veredeln, Pfropfen und Okulieren, HObner, Stuttgart 1994.

Schmitz, H., System der Philosophie, 10 Bde. Bouvier, Bonn 1964-1981.

Schmitz, H., Der unerschöpfliche Gegenstand, Bouvier, Bonn 1990.

Schulthess, P., Gestalttherapie ist Integrative Theraple, Gestalt (Schweiz) 28 (1997) 14- 15.

Schweitzer, J., Retzer, A., Fischer, H.R. (Hrsg.), Systemische Praxis und Postmoderne, Suhrkamp, Frankfurt 1992.

Senge, P.M., The fifth discipline: the art and practice of the learning organization, Doubleday, New York 1990; dtsh. - Die fOnfte Disziplin, Stuttgart 1996.

Sennett, R., Verfall und Ende des 6ffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimit6t, Fischer, Frankfurt/M. 19873- orig. The fall of public man, Alfred Knopf, New York 1974.

Sennett, R., Der flexible Mensch, Berlin Verlag, Berlin 1998.

Sieper, J., Bildungspolitische Hintergrunddimensionen fcjr Integrativ-agogische Arbeit an FPI und FPA, Integrative Therapie 3/4 (1985) 340-359.

Signer, R., Autonomie oder Anpassung, Gestalt-Bulletin 1 (1986) 60-70.

Sponsel, R., Handbuch Integrativer Psychologischer Psychotherapie IPPT, IEC, Erlangen 1995.

Staemmler, F., Vorüberlegungen zu einer Theorie regressiver Prozesse in der Gestalttherapie, Gestalt (Schweiz) 32 (1998) 3-14.

Steinfath, G., Was ist ein gutes Leben? Philosophische Reflexionen, Suhrkamp, Frankfurt 1998.

Stem, D.N., The interpersonal world of the infant, Basic Books, New York 1985; dtsh. Die Lebenserfahrung des Säuglings, Klett-Cotta, Stuttgart 1992.

Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J-P., Stephenson, G.M. (Hrsa.), Sozialpsychologie. Eine Einführung, Springer, Berlin 1992, 1997,5.

Stricker, G., Gold, JR. (eds.), Comprehensive handbook of psychotherapy integration, Plenum, New York 1993.

Sulloway, F.J., Freud, biologist of the mind. Beyond the psychoanalytic legend, Basic Books, New York 1972-1 dtsh. Freud, Biologe der Seele, Hohenheim, K61n 1979.

SVG, Schweizerischer Verein für Gestalttherapie, Arbeitspapier zur«Erhebung des Wissenschaftsbeirats der Charta«, Zürich o. J. [1997].

Tscheulin, D., Wirkfaktoren psychotherapeutischer Intervention, Hogrefe, Göttingen

1992.

Thelen, E., Smith, L.B., A dynamic systems approach to the development of cognition and action, Bradford Books, Cambridge MA 1994.

Tholey, P., Gestalt Therapy made-in-USA and made elsewhere, Gestalt Theory 2 (1984) 171-174.

Tholey, P., Deshalb Phänomenologie! Anmerkungen zur experimentellphänomenologischen Methode, Gestalt Theory 8 (1986) 144-163
Tschacher S« Selbstorganisation in Psychologie und Psychiatrie, Vieweg, Braunschweig 1997.

Walch, S., Einige Überlegungen zur Phänomenologie und Psychotherapie, Gestalt und Integration 1 (1990) 123-137.

Waldenfels, B., Ordnung im Zwielficht, Suhrkamp, Frankfurt 1987.

Waliner, F., Acht Vorlesungen über den konstruktiven Realismus, WUV, Wien 1990,

Walter, H.-J., Gestalttheorie und Psychotherapie, Diss. TH Darmstadt 1977,

Steinkopff, Darmstadt 1978, 2. erw. Aufl. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 1985.

Walter, H.-J., Sind Gestalttheorie und Theorie der Autopoiese miteinander vereinbar? Eine polemische Erörterung am Beispiel des Stadler/Kruseschen Kompilierungsversuchs, Gestalt Theory 1 (1988) 57-69.

Weinhandl, F., Die Metaphysik Goethes, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1965.

Weinhandl, F., Gestalthaftes Sehen, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978.

Weis, W., Unsere postmoderne Moderne, Acta Humaniora, Weinheim 1987, 1988~h

Welsch, W., Vernunft, Suhrkamp, Frankfurt 1996.

White, M., Therapie als Dekonstruktion, in- Schweitzer, Retzer, Fischer (1992) 39-63.

Zaepfel, H., Metzmacher, B., Postmoderne Identitätsbildung, ein Leben mit riskanten Freiheiten oder-. Psychotherapie und die Macht der Verheißung, Integrative Therapie 4 (1996) 451-488.

Zinker, J« Das phänomenologische Hier und Jetzt als Grundlage der Gestalttherapie, Integrative Therapie 1 (1975) 13-23.

Zundel, R., Hilarion Petzold - Integrative Therapie, in. Zundel, E., Zundel, R., Leitfiguren der Psychotherapie, Kösel, München 1987, 191-214.

Entwicklungen, Kritische Wertschätzung und Qualität

eine Stellungnahme von Hilarion Petzold

Die letzte Ausgabe von »Gestalt« (32) ist in vielfältiger Hinsicht interessant. Sie ist mit den Beiträgen von Staemmler und Buchholtz und von mir (mit Gröbelbaur und Gschwend) ein Dokument von Entwicklungen im »Spannungsfeld der Theorie« und auch ein Dokument von Entwicklungen im professionellen Feld. Zunächst bin ich erfreut festzustellen, dass der Verein seinen Namen geändert hat: »Schweizer Verein für Gestalttherapie und Integrative Therapie« (Gestalt 32, S. 31). Dies ist in meiner Sicht eine gute Namenswahl, weil sie die Realität des Vereins widerspiegelt, die Struktur seiner Mitgliedschaft und die historische Entwicklung, die mit meinen Gruppen zu »Psychodrama - Leibarbeit - kreative Medien - Gestalttherapie« in der Schweiz begonnen hatte (so muss Schulthess, Gestalt 30, spezifiziert werden) und in verschiedene Richtungen gegangen ist. Einer Nachordnung der »Integrativen

Therapie« ins »Kleingedruckte« hätte ich nicht zustimmen können. Die jetzige Regelung führt hoffentlich zu einer diskursiven »Kultur«, in der über persönliche Animositäten hinaus Positionen geklärt werden können. Das wünsche ich sehr, denn das wird die Theorie und Praxis der Psychotherapie weiterbringen und damit auch die Theorie und Praxis der im Verein vertretenen Verfahren »Integrative Therapie« und »Gestalttherapie«. Damit wäre auch die Möglichkeit guter Kooperationen gegeben, für die es schon Modelle und Traditionen gibt, auf die man schauen kann. So wurde auf meine Initiative in dem von mir 1976 initiierten übergreifenden deutschen Dachverband der Nicht-Richtlinienverfahren AGPF, den die DGfK mitbegründet hat, auch die beiden anderen deutschen Gestaltverbände DVG und GTA eingeladen. Sie wurden Mitglied, und wir haben in der AGPF eine Arbeitsgruppe gebildet. Derzeit erarbeiten wir gemeinsam Fragen der Anerkennung und Anerkennungsvorlagen (Koordination: C. Zimmermann, Theorie und Krankheitslehre B. Müller, H. Petzold, H.-J. Walter, Forschung und Wirksamkeitsnachweis U. Strümpfel), die von den Gestaltverbänden für die Gestalttherapie eingereicht werden.

Für die Integrative Therapie wird zusätzlich ein Antrag gestellt (Arbeitsgruppe H. Petzold, M. Märten, A. Steffan, vgl. Gestalt und Integration, 1998). Seit ca. acht Jahren führen H.-J. Walter und ich gemeinsam Theorieseminare für Ausbildungskandidaten beider Institute zum Thema »Fritz Perls und die Folgen« durch, die grossen Anklang finden. Wir arbeiten derzeit an der EAG in einem schulenübergreifenden Forschungsprojekt mit Psychodrama- und Kunsttherapeuten fruchtbar zusammen. Derartige Kooperationen sollten auch im SVG auf den Weg gebracht werden.

1. Stil und Kultur in der Zeitschrift »Gestalt«

Für den Verein und für die Zeitschrift »Gestalt« wird es zuweilen nicht einfach werden, unter »einem Dach« einen guten »diskursiven Stil« zu entwickeln, denn es bestehen die Probleme der »Territorialkämpfe«, wie die Beiträge von mir, von Peter Schulthess (Gestalt 30, S. 41 ff.) und Fritz Buchholtz »GESTALT & Integration II« (Gestalt 32, S. 44 ff.) zeigen. Ich habe manchmal den Eindruck, es handelt sich bei manchen Stellungnahmen um »Glaubenskämpfe«, wenn nach der »Weltanschauung« gefragt wird (Buchholtz, S. 47). Der Verein hätte aber eine Chance, und auch die Zeitschrift des SVG hätte eine Chance, wenn damit begonnen würde, eine »ko-respondierende, diskursive Kultur« zu pflegen - und sie bedarf der Pflege -, denn nur dann kann Zwiespältigkeit, ja Zwieschlächtigkeit überwunden werden und Entwicklung stattfinden. Ich habe mich ausdrücklich für dieses »mühsame Unterfangen« diskursiver Kultur ausgesprochen (Gestalt 30, S. 39 f.). Zu solcher Pflege gehört meines Erachtens, dass die Regeln redaktioneller Gepflogenheiten eingehalten werden - der polemische und in der Recherche arbiträre sowie in der Auswahl und Interpretation der Dokumente tendenziöse Artikel von Peter Schulthess (Gestalt 30, 41 ff.) wurde mir nicht, wie dies bei kontroversen Texten oder Tendenzartikeln üblich ist, vorher von der Redaktion zur Stellungnahme zugeleitet. Dies erachte ich für ein gedeihliches Klima schädlich, denn so entstehen »unendliche Geschichten« von Rede und Gegenrede. Sie müssen die Leser ermüden, zumal auch inhaltlich nichts vertieft wird. Ich schreibe hier noch einmal, weil es meines Erachtens bei redaktioneller Arbeit auch darum geht, über den »Stil« von Darstellungen zu wachen. Auch darauf habe ich (Gestalt 30, S. 39 f.) hingewiesen. Ruedi Steiger hat hier eine eindeutige Stellungnahme abgegeben (ebenda, S. 47), und U. Weibel und T. Brühlmann-Jecklin (ebenda, S. 38) haben, wenn meiner Meinung nach auch einseitig, sich für die Rückkehr zu einem

geordneten Diskurs eingesetzt. Ich habe dies von meiner Seite bekräftigt (ebenda, S. 40). Leider setzt sich der Umgang mit Formen diskreditierender Polemik fort, wobei ich nichts gegen sachbezogene Polemik habe.

2. Diskreditierung statt kritischer Wertschätzung

Der Artikel von Fritz Buchholtz ist leider wieder voll von interpretativen Unterstellungen und ätzender Metaphorik. Formulierungen wie »schleichende Unterwanderung des Gestaltbegriffs durch den Integrationsbegriff« (Buchholtz 32, S. 44) rufen Reminiszenzen an polit-ideologische Auseinandersetzungen wach (linker und rechter Provenienz), die eine ungute Qualität haben. Wenn dann Metaphern kommen, wie »der Kuckuck hat ihr Nest besetzt« oder »von gestalttherapeutisch arbeitenden Ausbilderinnen verführt« (damit Ausbilderinnen des FPIs diskreditierend) oder dass die Integrative Therapie »nach der Art des Kuckucks fremdes Terrain für das eigene Fortkommen besetzen will« (meine Hervorhebung), so ist dies zwieschlächtig, beschädigend gar und vor allen Dingen unnötig. Den sachlichen Diskurs bringt dies keineswegs weiter. Es geht meines Erachtens nicht an, dass Buchholtz die Weiterbildungs- und Evaluationsbemühungen des FPIs abwertet, subtil mit dem Odium repressiver Massnahmen versieht und damit Kolleginnen und Kollegen, die an diesen Weiterbildungen teilnehmen und von ihrer Qualität überzeugt und angetan sind, entwertet. Es ist auch nicht erfindlich, wie Buchholtz (S. 46) für FPI und EAG zu der Annahme kommen kann »die Nachqualifizierung der Lehrkräfte ist nahezu abgeschlossen«, im Gegenteil, sie geht weiter. (Im übrigen soll hier nicht unerwähnt bleiben, ja es sei offen herausgestellt, dass Buchholtz nicht müde wird, seine Kollegen subtil zu stigmatisieren: sie »ducken sich in Nischen«, »verführen« AusbildungskandidatInnen zu falscher Lehre, d.h. sie lehren nicht mehr Gestalttherapie (S. 46). Keineswegs! Gestalttherapie wird immer noch an FPI und EAG als ein wichtiger Ansatz gelehrt. Den gestalttheoretischen Fundus der Integrativen Therapie, ihre Wertschätzung der Gestaltpsychologie, habe ich stets betont - bis heute. Das ist bekannt. Insofern ist Buchholtz Aussage über meinen Integrationsbegriff: »Er könnte den Verdacht aufkommen lassen, Petzold führe clandestin (= heimlich) bei der Entwicklung seiner Integrativen Therapie das Gestaltverständnis mit sich« eine nicht belegbare Verdächtigung, und das sollte eine Redaktion zurückweisen als Fehlinformation oder ätzende Polemik.

Auf dieser Basis kann man nicht gut weiterkommen. Ich wiederhole das. Ich finde von derartigen Diskreditierungen, gerade im Stil der »subtilen Entwertung« von Kollegen, den Fritz Buchholtz, wie sein Text zeigt, gut beherrscht, müssen wir wegkommen. Dies ist auch Aufgabe der Redaktion. Ich verstehe, offen gestanden, die abqualifizierenden und feindseligen Untertöne von Fritz Buchholtz nicht. Er hat 20 Jahre im FPI in aller Freiheit arbeiten können. Es gab Platz, Rede- und Publikationsforen für seine zu meinen Positionen verschiedentlich dissidenten Auffassungen und für die methodischen Eigenheiten seines Stils. Wir legen sogar Wert auf derartige Differenzierungen bei hinlänglichem Grundkonsens. Fritz Buchholtz ist aus eigenem Wunsch wie noch ca. 10 andere Kolleginnen (von 240) über die letzten Jahre aus dem Institut ausgeschieden. Er hat sich auf dem Trainertag in klarer und guter Form verabschiedet, weil seine Ausrichtung eine andere sei als die Entwicklung des Instituts. Er wurde von mir mit Dank und Wertschätzung verabschiedet. Warum jetzt ein Text mit dieser Qualität?

Die Entwicklung des Instituts ist in der Tat auch aussenbestimmt. Die Gesetzeslage und die Haushaltslage in der BRD - in der Schweiz steht ähnliches für die Zukunft an - wirkt sich natürlich aus. Das ist für uns nicht leicht, und vieles steht noch offen (die

neue staatliche Ausbildungsordnung sieht 120 - hundertzwanzig - Stunden (!) Selbsterfahrung in der Gesamtbildung vor). Ich verstehe Fritz Buchholtz, wenn er die Entwicklungen nicht mittragen will, aber warum dann solch eigenartige Töne, von Kollegen, die sich »in Nischen ducken« oder herausgehen »müssen«. Von meiner Seite hätte er dieses nicht gemusst. Manch einer derjenigen, die herausgegangen sind, erbringen jetzt ihre Anpassungsleistungen einer Nachqualifikation in den Richtlinienverfahren, und etliche fanden nichts dabei, mich um Bestätigungen und Bescheinigungen anzufragen - die Unterschrift des Psychologieprofessors wollte man dann doch. Dies macht mir schon eigenartige Gefühle, genau wie dieser zwiespältige Beitrag von »Fritz«. Die persönliche Ebene muss hier aber aussen vorbleiben.

Leider bleibt mir aber eine inhaltliche Reaktion nicht erspart, wenn Buchholtz den Schlusssatz seines Artikels mit der von ihm hervorgehobenen, herausfordernden Frage nach der weltanschaulichen Position der Integrativen Therapie beschliesst, Grundpositionen der Integrativen Therapie falsch darstellt und so zu Missverständnissen und Fehlauffassungen Anlass gibt. Vielleicht ist es ja auch ein guter Anlass, Konzepte wie »Integration« und »Vielheit« klarer zu machen. Ich habe dazu für dieses Heft geschrieben. Mir geht es darum, dass die Ideen der »Integrativen Therapie« deutlich sind, dass ihre Unterschiede gegenüber der Gestalttherapie deutlich sind, aber auch die Verbindungen mit ihr, dass die Proprien der Gestalttherapie klar bleiben und dass Entwicklungen in der Gestalttherapie und in der Integrativen Therapie sowie im psychotherapeutischen Feld insgesamt bewusst werden.

3. Referenzen und Referenz

Mir geht es um keine - dies ist mein Standpunkt - »Referenzen Hilarion Petzold gegenüber«, wie Monika Wolgensinger (Gestalt 32, S. 32) - wohl aus anderen Gründen wie ich - meint. Ich wünsche nämlich keine Referenz. In der Geschichte der Psychotherapie gab es zu viel an Personenkult. Die Hagiographie zu Freud und Jung (Sulloway 1979), aber auch zu Perls (Gaines 1979) durch den »Perlsismus«, wie er sich in der unkritischen »Perls-Rezeption« einer breiten Szene zeigt, mögen als Beispiel für die Probleme einer Entwicklungen verhindernden »Jüngerschaft« stehen. Mir persönlich liegt nichts an Jüngern und nichts an den zwiespältigen Antijüngern, die ihre Ambivalenzen, Idealisierungen und Entwertung glauben an mir abarbeiten zu müssen. All dieses stört ernsthafte und besonnene Entwicklungsarbeit in Theorie, Methodik, Forschung, und darum mühe ich mich seit vielen Jahren. Referenzen als fachliche Verweise allerdings, sehe ich als Ausdruck intellektueller Redlichkeit. Referenz im Sinne einer wertschätzenden Würdigung von Lebensleistungen und Innovationskraft historischer und in der Gegenwart bedeutsamer Persönlichkeiten - allerdings als kritische Wertschätzung - halte ich nicht nur für eine Frage guten Stils, sondern für eine Grundlage zu einer »ko-responzierenden« geschichts- und realitätsbewussten Kultur, die um ihre Quellen weiss. Ich habe dies in Bezug auf F.S. Perls und P. Goodman stets so gehalten, mit Beiträgen, die ihrem Werk Referenz zollten, auch wenn Buchholtz mir Nestverdrängung - dem Tenor nach auch -beschmutzung - unterstellt (vgl. z.B. meine wertschätzende Einleitung zu Perls« Autobiographie oder zu der von mir herausgegebenen Sammlung seiner verstreuten Aufsätze oder meine Texte zu Goodmans pädagogischen und politischen Leistungen (Petzold 1979b, 1987f, 1980h). Ich habe die Gestalttherapie immer wieder gegen ungerechtfertigte Angriffe verteidigt (1979h, 1992r), ihre ersten zusammenfassenden deutschsprachigen

Darstellungen gegeben (1973a, 1984h), wobei ich stets die Verbindung zu Psychodrama (Moreno) und zu Therapeutischem Theater/aktiver Analyse (Iljine, Ferenczi) aufzeigte und in den gleichen Kontexten die Überschreitungen hin zu einer »Integrativen Therapie« formulierte (»Gestalttherapie, Integrierte Gestalttherapie, Integrative Therapie - eine Entwicklung«, 1974j, 294; vgl. 1984h, 36f, 1984i), z.T. durchaus kritisch gegenüber Perls und einigen seiner Nachfolger und den Vertretern der »humanistischen Psychologie«. Es gibt gute Gründe, gegenüber bestimmten zentralen Positionen (etwa den Individualisierungstendenzen) in diesem Paradigma auch kritisch zu sein (Petzold 1977q, 1978c, 1983l, 1987h) und es zu überschreiten (idem 1985p, 1988c), das hat mir die Feindschaft - z.T. massive - einiger gestaltistischer ZelotInnen und einer Psychosekte (VPM) eingetragen (siehe idem 1996j, Anmerk. 1, 4, 5).

Ich habe Moreno und das Psychodrama, eine der wichtigsten Quellen der Integrativen Therapie, gegen ungerechtfertigte Angriffe und Usurpationen seines geistigen Eigentums verteidigt (Petzold 1978e, 1980k, j) und sein Werk dokumentiert (idem 1984b; Petzold, Mathias 1983), aber es auch in kritischer Reflexion überschritten hin zu einer »integrativen Dramatherapie« (idem 1982a), integrativen Rollentheorie und zu meinem Identitätskonzept (ebenda und idem 1979k). Niemand in der Psychodramaszene hat mich dafür angegriffen. Im Gegenteil, ich erhielt den ersten Moreno-Award der »American Group Psychotherapy Association« und bin bis heute mit Zerka Moreno freundschaftlich verbunden. Ganz anders Teile der Gestaltszene, die mich attackieren. Ich habe gegen die Herabwürdigung von Ferenczi und Reich gestritten (idem 1996j, Schwerpunktheft »Reich, Ferenczi, Rank«, Integrative Therapie 2, 1998), weil mir »kritisch-wertschätzende Kommemoration« (Petzold 1998, Editorial von IT 2/98) wesentlich ist, auch wenn ich gegenüber Reich und in einigen Punkten auch Ferenczi gewichtige Bedenken habe.

4. Gestalttherapie -

Referenzverfahren der Integrativen Therapie

All diese Referenztheoretiker gehen mit wichtigen Impulsen in die Integrative Therapie ein, wie ich stets - trotz anderslautender Unterstellung von P. Schulthess (Gestalt 30, S. 41 ff.) bei selektiver Auswertung der Quellen - affirmiert habe, z.B. in meinem Buch »Methodenintegration in der Psychotherapie« (1982g) und in meinem Hauptwerk »Integrative Therapie« (Bd. II, 2, 971 mit Bildern von Ferenczi, Perls, Moreno, Iljine). Aber ich habe auch betont: »Die Integrative Therapie versucht, verschiedene theoretische Konzepte und therapeutische Praktiken in einem übergeordneten Bezugsrahmen zu sehen« (Petzold 1974j, 294). Auch Perls hat das schon versucht, wie ich an dieser Stelle gleichfalls betone. Indes: »Perls hat allerdings selbst Einseitigkeiten gesetzt, wie z.B. die starke Emotionszentriertheit, die bei vielen Gestalttherapeuten zur Ablehnung jeder kognitiven Arbeit in der Therapie geführt hat« (ibid.). Derartige Äusserungen übergeht Schulthess füglich in seiner apologetischen Darstellung (Gestalt 30). Selbstverständlich haben wir 1974 schon die Integrative Therapie als Verfahren gesehen und beschrieben (ibid. 294), und selbstverständlich haben wir Gestalttherapie auch kritisiert, aber auch affirmiert, dass die »Integrative Therapie ... als eine umfassende Weiterentwicklung der ursprünglichen Gestalttherapie« (Petzold 1974j, 295) anzusehen ist. So unsere Position damals. Dabei erwies sich dann die Substanz des »gestalttherapeutischen Paradigmas« (welches ursprünglich ja von mir gewählt wurde, um meine, dem Kontakt mit der Gestalttherapie vorausliegenden psychoanalytischen, psychodramatischen, verhaltenstherapeutischen und leibtherapeutischen

Erfahrungen zu integrieren) als nicht ausreichend für dieses Unterfangen und in sich selbst als so brüchig, dass die »umfassende Weiterentwicklung« zu einer »Überschreitung« wurde, zu einer Transgression in ein diskursives hermeneutisches und handlungstheoretisches Paradigma (Petzold 1978c). Dabei wurde auf Quellen zurückgegriffen (Merleau-Ponty, Marcel, Janet, Foucault, Lévinas, Ricoeur, Ferenczi u.a.), die uns schon vor dem Kontakt mit der Gestalttherapie geprägt hatten. Schulthess übergeht dies oder verkennt dies, weil er keine Theorieentwicklung nachzeichnet und auch keine Entwicklung klinischer Praxeologie, sondern die Entwicklungen in einem Institut anhand von Programmtexten - eine dürftige Grundlage, weil sie von den inneren Diskursen, fachlichen Auseinandersetzungen, wie sie in den Ausschüssen stattfanden und in Protokollen oder meinen Rundschreiben an den Lehrkörper Niederschlag fanden, nichts berücksichtigen. Dies wäre mit Archivarbeit verbunden. Diese Linienführung von Schulthess hat für meine Position keine Relevanz, denn ich war in diesem Institut nicht allein. Es waren Gruppen von Kollegen da, die stärker gestaltzentriert waren als ich, als Johanna Sieper und die Düsseldorfer Vorläufer-FPI-Gruppe seit 1969 (die Schulthess nicht dokumentiert. Wir werden dies gelegentlich zusammenstellen). Im Gesamtinstitut haben sich die Veränderungen langsamer vollzogen als in der Theorienbildung - die Praxeologie war immer schon integrativ und hat den »klassischen Gestaltstil« stets überschritten. P. Schulthess sollte das wissen. Ein Foto von einer Arbeit mit »kreativen Medien«, einer Tonskulptur, die ich mit P. Schulthess auf dem Seminar in Aigen vom 1. - 14. 7. 1974 durchführte, belegt das. Wo wurde bis zu dieser Zeit von Perls oder den Polsters, von Zinker u. a. mit Tonskulpturen, projektiven Bildern, Puppen praktisch und mit einer Theorie »kreativer Medien« (ich führte den Begriff 1965 mit J. Sieper ein) gearbeitet? Ich habe deshalb unsere Arbeit stets von der »klassischen« Gestalttherapie (schon durch diese Benennung) unterschieden (Petzold 1985j). Die Entwicklungen in einem Institut und in einem Verfahren müssen unterschieden werden. Das IGW hat mit seiner Ablösung vom FPI auch eine deutliche Entscheidung für das Label »Integrative Gestalttherapie« getroffen, wobei nie klar wurde, worin die theoretische Spezifität dieses Konzeptes bestand. Ich habe diesen Begriff immer als einen »transitorischen«, einen  bergangsbegriff oder als einen Br ckenbegriff zwischen Gestalttherapie und Integrativer Therapie (z.B. in Österreich) gesehen.

Gestalttherapie war und ist, wie ich Peter Schulthess, Fritz Buchholtz oder wem auch immer gerne wieder einmal bestätige, eine wichtige Quelle der Integrativen Therapie, wurde aber in vieler Hinsicht überschritten, wobei wir manches an guter Substanz weitertragen, in kritischer Wertung, nicht Abwertung. Unsere Positionen entfernen sich vom »klassischen« Ansatz der Gestalttherapie immer mehr, weil er Geschichte wird, weil Entwicklungen weitergehen - durchaus auch in die Richtung der Integrativen Therapie, wie der Beitrag von Staemmler (Gestalt 32) zeigt. Aber es bleiben auch Leute stehen.

Die Positionen der klassischen Gestalttherapie müssen weiterentwickelt und ergänzt werden. Sie verdienen es. Und das kann zu einer Überschreitung des Basisparadigmas führen (Kohut hat dies mit Blick auf Freud initiiert, konnte seine Positionen aber nicht mehr zu Ende entwickeln). Transgressionen dürfen aber nicht zu einer Entwertung zeitgebundener Positionen und ihrer Urheber führen (wohl zu Kritik und zur Korrektur von Fehlern). Ich habe F. Perls und sein Werk auf dem internationalen Symposium anlässlich seines 100j hrigen Geburtstages in Wien 1994 in einem Festvortrag gewürdigt (Petzold 1994l) und Weiterentwicklungen auf diesem Grund aufgezeigt. Um so befremdlicher finde ich es, wenn Vertreter eines

Gestaltansatzes, wie Buchholtz, in dieser Zeitschrift zu Perls meinen: »Die gestaltpsychologischen Anteile an dem Perlschen Verfahren sind plakativ, missverständlich und - wie ich finde - nicht essentiell für dieses Therapieverfahren« (Gestalt 32, S. 44). Das hätte es nicht gebraucht! Der Gestalttheoretiker Hans Jürgen Walter (1978) ist hier besser mit Perls umgegangen. Die Intuition von Perls für den Gestaltansatz war eine seiner grossen Leistungen, die man ihm nicht im Diskurs der Entwertung absprechen sollte.

Um dieses Thema abzuschliessen: Die provozierende und eigentlich freche Frage von F. Buchholtz (S. 47): »Welche Weltanschauung liegt bitte der Integrativen Therapie zugrunde? Wenn es sie denn gibt?« (Hervorhebung von Buchholtz!) kann man nicht stehenlassen, denn zwieschlächtig formuliert kann man sie so lesen, als gäbe es in der Integrativen Therapie keine Weltanschauung (d. h. Metatheorie) oder es gäbe keine Integrative Therapie. Beides kann man so nicht hinnehmen, obwohl ich dieser ständigen Attacken müde werde. Wenn eine Redaktion solche Formulierungen durchgehen lässt, entsteht aber ein Zugzwang, darauf zu reagieren. Weil mir und der Integrativen Therapie (wieder einmal) Positionen unterstellt werden, die so nie vertreten wurden und der Klarstellung bedürfen, habe ich dies in einem Beitrag unternommen, der auch die Themen »Pluralität, Integration, Konnektierung« - d. h. die hermeneutische Überschreitung des Gestaltansatzes als Differenzierung von Gestalt- und Integrativer Therapie - ausleuchtet und Entwicklungstendenzen in der Psychotherapie aufzeigen und zur Diskussion dieser Entwicklungen anregen will. Auf jeden Fall soll er Positionen verdeutlichen, und so hatte der Beitrag von Buchholtz vielleicht diesen Nutzen.

Dennoch möchte ich bei der Redaktion den subtil entwertenden Stil des Beitrages anmahnen. So wird keine diskursive Kultur und wird kein guter Boden gepflegt. Ich hoffe, dass dies sich ändert. Klar in der Sache und sorgsam zur Person (zu Personen) wäre eine gute Devise für weitere Veröffentlichungen.